

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6. Monatlich vier Nummern. Berlin, 1. Februar 1892. Vierjährlich 2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W. 38. Jahrg.

Plein air.

Eine Künstlergeschichte von E. M. Vacano.

(Fortsetzung von S. 35.)

Nachdruck verboten.

Und weiter geht der Weg der Reisenden, eine ruhige Staffage in ruhiger Landschaft. Manchmal, wenn der Weg sich verengt, blickt ihnen über niederes Olivengebüsch ein braunes, schwarzumlocktes Gesicht nach mit sehr heißen den verknüllten, bebänderten Hut in den Nacken gesetzt. Und manchmal knistert etwas leise hinter einem der zahllosen Heiligenbildkapellen am Wege. Man könnte es für das Zirpen einer Grille halten, aber es ist das Knacken, wenn leise ein Hahn an einer Flinte gespannt wird.

Aber weiter geht der Weg der Reisenden, eine ruhige Staffage in ruhiger Landschaft.

So vornehm sieht sich das Gefährt an, und doch denkt der eine der beiden vornehmen Herren in demselben — der jüngere — gar wilde, verzweifelte Gedanken hinter der starren Maske seines Gleichmuts. Plein air! Plein air! Er hat gedacht frei zu sein von Kummer und Sorge, wenn er mit diesem Manne zieht, wenn er sich verkauft. Aber er fühlt sich jetzt diesem verhassten Manne gegenüber in einer ärgeren Sklaverei, als damals, wo er als gemeiner Arbeiter schaffen mußte. Es ist ihm manchmal, als müsse er seine unsichtbaren Ketten sprengen und als müsse er hinauspringen aus dem Wagen und sich flüchten, hinauf auf die Felsen oder hinab in die Abgründe — in die Freiheit oder in den Tod! Plein air! Plein air! Wie erstikend ist die Luft um ihn, wie licht- und glanzlos die Sonne. Es überkommt ihn oft, als müsse er dem geheimnisvollen Gebieter da vor sich an die Kehle springen, um frei zu werden, selbst auf Kosten eines Verbrechens. Was will er von ihm? Wozu hat er ihn gemietet? Und welche alberne oder schändliche Rolle spielt er an seiner Seite? Wen soll er anpacken auf das Geheiß des Mannes neben sich? Was soll er auf seinen Befehl thun?

Aber weiter führt der Weg der Reisenden, und der Wagen bildet eine ruhige Staffage in der ruhigen Landschaft.

Dann kommen sie wieder durch friedliche Dörfer, wo ehrsame Bäuerinnen am Brunnen oder vor der Kirche hocken und mit emsigen Gebärden stricken, stricken nach dem Takte ihres eigenen eifrigen Geschwäzes. Und das Thema

dieses Wortschwall, wo die Wogen der Rede einander nicht folgen, sondern ineinander rinnen und rauschen, bewegt sich nur immer zwischen zwei Punkten: den Bambini, den Kindern, und den verwünschten Richtern in der Stadt, welche die schlechtesten Menschen von der Welt sind, „wahre Teufel“!

Dann wieder machen sie Halt an einer Locanda oder einem Albergo, wo die Pferde gewechselt und gefüttert werden und die Herrschaften ihr Mittagmahl einnehmen und Siesta halten.

An dem Tische unter den Weinreben vor dem Albergo sitzt manchmal ein Geistlicher, ein Abbate, meistens jung, ge-

schwätzig, ungewaschen und in einem Habit, so speckig, als ob er darin schlafte. Manchmal reist auch eine jüngere oder ältere Modistin mit, die sehr gern lacht, geziert thut, den schwarzen Schleier kokett über den untern Teil des Gesichtes zu ziehen versteht und die aus ihrem riesengroßen Fächer eine Art von Festung zu machen versteht, die meist von gar niemandem belagert wird.

Dann kommt oft ein Nachtlager in einem solchen Albergo, welches sich auch ein „Hotel“ nennt und wo der Koch, der Wirt, das Hausmädchen und der Hausknecht infolge der Anwesenheit von so vornehmen Gästen fast den Verstand verlieren, stets vor ihrer Thüre lungern und unheimlich untereinander zischeln, mit Augen und Gebärden nach dieser Thüre deutend — eine mordgierig aussehende Bande, die es aber nur darauf abgesehen hat, soviel Trinkgelde als möglich aus ihnen herauszupressen, soviel alte Hähne als möglich anzubringen und die Rechnung so hoch als möglich zu schrauben; eine merkwürdige Bande auch vom Malerstandpunkte aus, denn der schwarzgekleidete Wirt ist voll weißer Mehl- und Fettflecken, und der weiße Koch ist ganz tätowiert von Ruß, Kohlen und sonstigem Küchen schwarz. Und wenn dann das Souper aus alten Hähnen, braunem Fettschotter und öligen Mandoletti genommen ist, sitzt Mylord meist noch eine Weile vor seiner Reisetoylette und macht Toilette für die Nacht — gelangweilt wie immer. Und Sir Fred Osborne sitzt noch am offenen Fenster, vor welchem der Vollmond im wolkenlosen Himmel schwimmt, tiefe, tiefe Schatten wie Runzeln über das Antlitz der nächtlich stillen Erde ziehend. Und Mylord erzählt dann wohl in seiner eintönigen Weise, die an das Repetieren eines eingelernten Vortrags oder an eine fixe Idee erinnert, gelangweilter als je: „Sechs Bilder. Die übrigen sind alle in Galerien und unverkäuflich. Das erste Bild stellt eine hübsche Frau vor, welche im Armenständerhemd vor einem Altar kniet und sich den Rücken zerfleischt mit einer Geißel durch den rückwärtigen runden Ausschnitt dieses Hemdes. Das Bild befand sich im Schlosse der Grafen von Leutwengild in Flandern und war leicht zu erhalten, da der junge Graf seiner Schulden wegen selbst seine Ahnenbilder dungsweise verkauft hätte. Das zweite und dritte Bild befanden sich in einem Rathausgange der Stadt Nhort in Frankreich und hatten einst Altarflügel gebildet. Ich bekam sie nur mit schwerem Gelde, denn als die Rathsherrn merkten, man lege Wert darauf, befaupeten sie plötzlich, diese beiden alten Heiligenfiguren seien



Unvergleichbarer Genuss. Gemälde von Antonio Rotta. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl's Kunstverlag, N. G. in München.

das Palladium von Myort und Eigentum der Republik. Die Bilder stellten den heiligen Georg und die heilige Cäcilia dar. Das vierte Bild, eine Madonna mit dem Kinde und zwei Votivfigürchen, entsehtlich übermalt, befand sich in der Sammlung eines alten Trödlers in der Ripetta-Straße in Rom, das fünfte, eine Hinrichtung des Täufers, besaß durch Erbschaft ein Kaufmann in Turin, und das sechste, einen heiligen Michele vorstellend, muß sich in einem Kapuzinerkloster in dieser Gegend befinden — der Kunsthistoriker Debrock hat das Bild noch gesehen und erwähnt, aber das Kloster nicht näher bezeichnet. Hörst du, Fred?"

Im Vollmondscheine am Fenster sitzt Sir Fred Osborne, Baronet, regungslos, eine lichtbeglänzte Silhouette gegen den gründlichen Mondhimmel, gleichgiltiger als je. Er neigt nur das Haupt, aber antwortet nicht.

„Hast du mich gehört, Fred?“ ruft Mylord mit plötzlich scharfer und schneidiger Stimme, mit einer Stimme, welche zischt, wie eine geschwungene feine Degenklinge.

Jetzt wendet ihm Sir Fred Osborne langsam das Gesicht zu und sagt mit einer Stimme, welche seltsam verdeckt klingt, als halte man sie mit Gewalt zurück. „O ja. Ich habe Sie reden gehört, Mylord. Ich höre auch das Rauschen der Bäume draußen.“

„Und was habe ich gesagt?“
 „Die alte Leier, Mylord. Beruhigen Sie sich, ich kenne sie auswendig. Und wir werden das Bild finden. Wir sind ja beide Enthusiasten für den erhabenen Meister Niccolò Ginati.“

Mylord will heftig antworten. Wieder das alte Verzerrten des Gesichtes, der alte böse grüne Blick, und wieder wärmt das Ganze nur einen Augenblick, dann ist das alles verzerrt, wie das Aufstreichen eines Insektenflügels auf ruhigem Teichwasser in der Sommerhitze.

Und am andern Morgen fährt der Reisewagen in dem rosigem, verklärten Lichte des Sonnenaufgangs weiter, eine ruhige Staffage in der ruhigen Landschaft.

Einmal hat Sir Fred Osborne dieses Geheimnis, diese Fahrt, diese Gesellschaft, dies Tappen im Dunkeln nicht mehr ertragen können, er hat die Maske seines Geheimnisses abgeworfen, als er mit dem alten John einst allein war und ihn, den Vertrauten seines Herrn, gefragt, was das Ganze heißen solle, was für ein Geheimnis hinter dieser Jagd nach seltsamen alten Bildern stecke, und welcher geheimnisvolle Feind oder Gegner es sei, auf welchen Mylord manchmal in Augenblicken der höchsten Aufregung hinweise und nach dessen Blut er dürste in solchen Momenten der Raserei oder — des Zusehelferkommens. Und er sagte dem alten, verschlossenen, stummen Manne, er ertrage dieses Leben, dieses Geheimnis nicht länger, und er stehe ihm an, ihm Licht zu geben in diesem Dunkel. Darauf hatte der Alte, ungerührt von dem wilden Ausbruch des jungen Mannes, mehr geredet, als Sir Fred Osborne jemals von ihm gehört hatte, nämlich ein paar ganze zusammenhängende Sätze: „Das Geheimnis Lord Babels? Das wird sein Neffe doch besser kennen, als sein Bedienter? Nicht, Sir Fred Osborne, Baronet?“

In ein, zwei Klöstern waren sie schon gewesen, die sie zwischen den walddurchschatteten Felsenstraßen versteckt gefunden, und hatten sich Einlaß verschafft und sich die Kirchenbilder zeigen lassen, hatten die Wandbilder in stillen Klostergängen besichtigt, waren auf Klosterpeicher gestiegen und hatten sich in kühl-schattigen, nach Weihrauch duftenden Sakristeien von Linienloft, Abtötung, dem Geize der Bäuerinnen und dem Verfall der Religion erzählen lassen in dem einen kleinen Kloster der „Minori“ bei Pescara. In einem zweiten Kloster hatten sie — gar kein Bild gefunden: nicht einmal in der Kapelle. Freilich hatten sie später erfahren, daß die Mönche dieses Klosters eigentlich nie im Kloster lebten, sondern sommers über hospitierten gingen und den Bauern in ihrer Wirtschaft halfen.

Eines Tages begegneten sie unter den schattigen Bäumen eines Pinienwaldes, welcher wie eine grünüberdachte Säulenhalle aussah, einem Bettelmönche, in seiner braunen Kutte neben seinem winzig kleinen Maultier hergehend, welches zwei ungeheuer große vollgefüllte Säcke mit „Speisealmosen“ trug und welches nur deshalb unter der Last nicht umfiel, weil die beiden Säcke an den Boden anstießen, so daß der Mulo alle vier Beine zugleich in die Höhe ziehen konnte, ohne anzutappen. Der Mönch mußte sich auf der schmalen Waldstraße ganz auf die Seite drücken und war sehr erstaunt, als der Reisewagen, dem man die „englische Herrschaft“ von weitem ansah, vor ihm hielt und Mylord ihn nach der chiesa delle grazie fragte, die sich hier in der Nähe befinden müsse. Aber diese chiesa delle grazie war ja keine Kirche, die Kirche seines Klosters, und sie war ganz in der Nähe, sobald man aus dem Pinienwald herauskam an der Biegung der Felsstraße. Damit nahm der gute Mönch das „Almosen“ des Kezers mit warmen Gefühlsausbrüchen und tausend Segensgebeten in Empfang. Und ob ein Bild des alten Malers Niccolò Ginatis im Kloster sei? Das wisse er nicht, das könne er nicht wissen, weil er das „Fach“ habe, die Küchenvorräte zusammenzubringen. Die Bilder, das sei das „Fach“ des Frate Giambattista, des Sakristans, der habe sie an hohen Festtagen abzustauben. Aber gewiß sei ein Ginati da, sobald „Milordo“ einen wünsche, und zu kaufen sei derselbe auch gewiß, denn das Kloster sei arm, arm zum Erbarmen, und der Padre Giuseppe, der Prior, habe erst neulich eine ganze Statue an einen römischen Antiquitätenhändler verkauft, da es herauskam, der heilige Ciriaco, den die Statue seit Jahrhunderten vorgestellt hatte, sei eigentlich ein heidnischer Götze, ein Mercurio oder ein Ajace, und habe sich nur eingeschmuggelt gehabt als Santo miracoloso.“

Der Wagen fuhr weiter, und als er aus dem Pinien-schatten in die Lichtung herauskam, stand richtig hinter einer halbhohen, zerbröckelnden Mauer eine Kirche da mit einem Klostergebäude, wie man sie nur dort findet: kasernenartig, mit schief-schartenartigen, unregelmäßigen Fenstern versehen, von einer offenen Loggia umgeben, in der ein Mönch Kochgeschirr schauerte, und mit einem Garten neben der Seitenfronte, in welchem nur Gemüse wuchs — Gemüse von allen Sorten, in jedem Stadium des Welfens und des Zerfressenseins.

Mylord, Sir Fred Osborne und John stiegen ab, erwarben sich beim Förstner (es war der Kochgeschirr waschende Frate) die Erlaubnis, die Klosterräume zu besichtigen (der Padre Giuseppe, der Prior, der eigentlich die Erlaubnis zu

geben hatte, befand sich auf einem Rundgange bei den Bauern), und schickten den Wagen in den Pinien-schatten der Waldstraße zurück. Sobald die Fremden im Klosterhofe erschienen, kamen drei, vier, fünf Kutten gleichsam wie aus dem Erdboden hervor, so plötzlich waren sie da, und wie die Hunde eines Försters umringten sie die Reisenden und beschmupperten sie gleichsam. Dann verwandelte sich der Frate Giambattista, der Förstner, in den Bruder Sakristan, der das Fach der „Merkwürdigkeiten“ und „Bilder“ hatte, wenn er just nicht Küchenbesorger und Geschirrabwascher war. Der gute Frate schien überhaupt ein wahres Juwel zu sein, das Faktotum, das Univerfalgelie des Klosters, und zeigte sich jetzt schlüsseltraffend als vollendeter Cicerone. Sie gingen zuerst in die Kirche. Eine kleine, schlummerstille, echte Klosterkirche, in welche durch die hochgelegenen Fenster breite Sonnenstrahlen sich weißgelb durch das Grauweiß des übrigen Raumes legten, wie transparente Quersäulen, in denen Millionen Sonnenstäubchen wirbelten.

Zumitten der Kirche stand auf einem Postament eine miraculose Madonna, eine Wachsfigur in halber Lebensgröße, in einem rosenfarbenen Seidenkleide, mit blonder Flachsperücke, einer vergoldeten Krone, voll künstlicher, greller Blumen und voll bunter, bäurisch-greller Seidenschleifen. Fra Giambattista erzählte den Besuchern weitschweifig, wie diese Madonna allwöchentlich eine andere Toilette angezogen bekomme, immer eine schöner als die andere, und daß sie eine Garderobe von acht Gewändern habe. Dann wies er ihnen das Hauptaltarbild, eine Himmelfahrt von einem Maler der Nachrenaissance, als einen Pietro Perugino und eine Santa Ginevra in eingeschlagenem, kalkig gewordenem Kleide als einen echten Giulio Romano. Wie das ferne Rauschen eines Wasserfalles tönte durch die schlummerstille der Nachmittagskirche das einsformige Geräusch der Applikation. Dann trat man in die Sakristei, wo ein paar Heilige hingen, die wie mit Meltau überzogen waren, aus dem nur hier und da ein Umriß hervortrat. Dann schritt der Frate durch einen langen, weißgeputzten Gang, an dessen Wänden lebensgroße, von Hitze zerbrörrte und von Feuchtigkeits überreife Franziskanerheilige hingen, von Engeln oder Tauben umflattert oder von himmlischen Erscheinungen umschwebt, die auf Wolken wie Federbetten saßen. Auch an diesen schritten die Besucher vorüber, halb-schlummernd von der eintönigen Erklärung des Frate: Mylord ungeheuer gelangweilt, Sir Fred ungeheuer gleichgiltig und John ungeheuer zugeknöpft, verdrossen, unergründlich.

An einem der offenen Fenster des Ganges blieb Sir Fred stehen, um aufzuatmen, um gleichsam aufzutanken aus dieser erstickenden Wehrauchatmosphäre — plain air! plain air! wollte er haben aus der grünen Welt draußen. Das Bild, welches er über das Ankrant des Gemüsegartens hinüber erblickte, nahm plötzlich seinen ganzen Sinn gefangen und erweckte ihn aus seiner Wehrauchbetäubung: das war ein echter Salvator Rosa! Diese wilde Schlucht, die sich da knapp vor dem Fenster zwischen zwei Felswänden hineindrängte! Eine schwarze, kalk-schattige Schlucht, über welcher zwei Felswände die Stirn aneinander lehnten, und von diesen Steinströmen wehenden dünnen, faiserige Zinnergrünranken herab wie grünes, gelöstes Frauenhaar. In das Gestein eingerammt standen ein paar knorrige Baumstämme, mißgeboren, verdreht, phantastisch. Nur ein Soldat in rostiger Rüstung fehlte daran gebunden und der Salvator Rosa wäre fertig gewesen. So schattentief, so kühl, so düster abgetönt mitten in der Sonnenhitze und Sonnengrelle war dieser Felswinkel, daß in Sir Fred der Künstler wieder erwachte und er sich ganz in die pittoreske Wildheit dieses vom Gangfenster umrahmten Ausblicks vertiefte und verträumte.

Da schallte eine schrille, erregte, vibrierende Stimme den jonnigen Gang herauf: „Fred, komm hierher! Fred, sage ich! Verdammte seien deine Augen, komm, sag' ich dir!“

Dieser Ruf, oder vielmehr dieser Schrei, der so brutal und gottlos in die heilige, träumerische Stille herein scholl, konnte nur von Mylord herrühren. Derselbe war mit dem Frate und John in das am Ende des Ganges liegende Refektorium getreten, dessen Thüre offen stand. „Dort sind noch ein paar quadri!“ hatte der Mönch gesagt.

Erstaunt, fast erschreckt fuhr Sir Fred in die Höhe. In diesem erregten Ausruf lag gleichsam wieder einmal jener wirre, grünflackernde Blick, jene Verzerrung der sonst fast schlaf-rigen Züge, jenes Aufbrausen, das den Engländer oft blitz-gleich überkam, um im Nu wieder verschwunden zu sein.

Und Sir Fred eilte, von einer seltsamen Erregung getrieben, den Gang hinab und trat in das Refektorium.

Da stand der Mönch, verblüfft auf Mylord glogend, da stand John, die Augen angstvoll auf seinen Herrn gerichtet, und da stand Mylord selber, ein altes Bild in geschwärtztem, zerschältem Goldrahmen in den Händen, das er von der Wand genommen, und rief, ohne die Augen vom Bilde zu verwenden: „Komm her! Hierher! Komm her!“

5. Kapitel. Mylords Geheimnis.

Und als er des jungen Malers ansichtig wurde, stürzte Mylord auf denselben zu und drängte ihn mit zitternder Hand das alte Bild in die Hand, von dessen Rückseite Spinnweben herabhingen und Staub herabwirbelte. Mechanisch ergriff es Sir Fred. So erregt hatte er Mylord noch nie gesehen. Er fühlte gleichsam, daß man vor einer Entscheidung stehe, daß hier ein Höhepunkt und eine Krisis eingetreten sei, und das steckte gleichsam auch ihn an, und er verwandte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf das Bild — er durchsichtigte es gleichsam mit allen seinen Sinnen, als ob es auch für ihn eine Lebensfrage sei, ob man hier einen echten Ginati, den einzig noch Lebenden, gefunden habe oder nicht.

Das Bild war in Mittelgröße. Es war sehr nachgedunkelt, aber da es nach der Manier der Präraphaeliten so hellgrelle und glasklär gehalten war, daß sich die erstickende Dunkelheit altdeutscher nach van Eyckscher Bilder niemals darüber lagern konnte, so war die Gestalt und der Vorgang noch deutlich erkennbar. Nur grau und glanzlos war es geworden, mehr noch durch eine vorwältige ungeschickte Ueberfärbung, als durch das Alter. Es stellte einen Engel der Gerechtigkeit oder einen Engel der Rache vor. Einen Engel in vollem, eisenschwarzem Harnisch, an dem noch seine Goldziselierung erkennbar war. In steifer, tänzerhafter Stellung stand er da mit ausgebreiteten Flügeln. In der Rechten hielt er ein Schwert, in der Linken etwas, was man erst nach genauer Besichtigung als eine Wage er-

kannte, in deren Schalen personifizierte Tugenden und Sünden — kleine zwerghafte Figürchen — wimmelten. Erst wenn man den ganz verblühten, rostig gewordenen Nimbus um hellgelockte Haupt des Engels wahrnahm, erkannte man, das Bild den heiligen Erzengel Michael vorstellen sollte. Je genauer Sir Fred das Bild durchsichtigte, rasch, mit allen seinen Sinnen, desto fester überkam ihn die Uezeugung, daß er ein authentisches Bild jenes alten Stalins vor sich habe: das Antlitz des Engels war lang, hager, wie lich und hatte den „hippokratischen Zug“. Der Hinterkopf stellte keine Landschaft oder einen Vorhang vor, sondern ein Thorbogen, durch welchen man auf einen Säulengang ausstrahlte. Die Hände hatten die lange, über-schmale Form, die jen Meister eigen ist. Und vor allem waren die hellen Lötchen des Kopfes nicht kreisförmig, sondern in lange Spiralen drehend. Dabei hat jener Meister das Blau als Grundfarbe alle erdenklichen anderen Farben genommen, wodurch über ein violetter Hauch gebreitet ist.

Das erschau und durchdachte und erriet sozusagen Fred im Nu aus dem alten Bilde, und er reichte das dem Engländer mit den festen, bestimmten Worten zum: „Das ist ein echter Niccolò Ginati, genannt Niccolò di ratore.“

Die Wirkung dieser Worte war merkwürdig: Mylord griff nach dem Bilde und preßte dasselbe gegen seine Brust als wollte er sich nie und nimmer davon trennen. Wie Zittern durchlief es seinen Körper, und dieses Zittern verschickte plötzlich in eine merkwürdige Starrheit, es war, wie seien plötzlich alle Muskeln seines Körpers, alle Fasern sein Hirnes angepannt. Und er sprach heiser, fast unsicher zu den Mönche: „Ist das Bild hier zu verkaufen? Kann ich haben?“

Der Mönch machte ein erschrockenes Gesicht: „Wie? Ob das alte — ob dieses alte Meisterwerk zu verkaufen ist? Das ist gewiß! Zwar hat in letzter Instanz der Padre Prior darüber zu entscheiden, aber da die Insel mein Fach sind, so kann ich mich für die Erlaubnis verbürgen zu können. Es ist nicht veräußert, wenn das Kloster nicht so arm, so erbarmungswürdig arm wäre! Und —“

„Es ist gut, es ist schon gut,“ sagte Mylord, zog mit einer Hand eine Brieftasche aus seinem Rocke, während er der andern noch immer das Bild an die Brust preßte, und verjuchte die Tasche zu öffnen, wobei er bebt wie vom Fieber geschüttelt. Endlich gelang es ihm, ein Bündel Banknoten aus dem Portefeuille herauszufangen, die er dem Mönch reichte, wollte, aber in seiner Hast zu Boden flattern ließ: „Da da — hier ist Geld. Mehr als Sie selber verlangen können und — und das Bild ist mein! Es ist mein! Da ist es, das Bild! Das letzte, noch fehlende, ich habe sie jetzt alle! Du, Roderic Digby? Hörst du? Komm her! Ich will die Wette gewonnen! Ich will die zehntausend Pfund! Ich will mehr, ich will dein Herzblut! Wo bist du? William Graham Esquire und Guy Fulham waren Zeugen. Ich der Sieger! Wer kann mir das abstreiten? Hörst du mich nicht? Ich habe die Wette gewonnen, sage ich dir! Aber komm doch, Hund! Wo — wo —“ Er schaute wirr, gräßlich gierigem, suchendem Blick auf sich, von einem andern. Dann entrang sich ein grauenhafter, heiserer Schrei, der nichts Menschliches hatte, seiner Brust: „Unsonst! Unsonst! Er ist nicht da! Er ist nicht da! Die Wette habe ich, und ihn nicht! Und sie nicht, die Trenton, Falsche! D, Ellinor, Ellinor, Ellinor!“ Er taumelte plötzlich zurück, in die Arme Johns und Sir Freds, schwer, wie er jedoch sie ihn auf den Boden gleiten lassen mußten.

Die übrigen Mönche waren unterdessen wieder herankommen und umstanden und umschmupperten die aufgenommene Gruppe. John und Sir Fred brachten, ob man den Kranken wohl in eine Zelle bringen könne, und er wurde die nächste getragen. Man labte dort den Ohnmächtigen mit Essig und wendete noch andere Belebungs-mittel aus der Apotheke an. Endlich schlug Mylord die Augen auf und blinzelte sich und auf die Anwesenden: nicht mehr wie ein Geist verwirrt, sondern wie ein Schmerzkranker. Sobald John ihm daß sein Herr wieder zu sich gekommen sei, bat er mit sonderbarer, ängstlicher Hast die Mönche, sie möchten sich aus der Zelle entfernen, denn Ruhe sei jetzt das beste für seinen armen Herrn, und es gelang ihm in der That, die Brüder hinauszubringen. Auch Sir Fred wollte sich entfernen, aber der alte John bedeutete ihm zu bleiben. Sobald sie beide allein bei dem Kranken waren, neigte sich John angstvoll zu ihm, und wie er in seine Augen blickte, unterdrückte er mit Mühe einen Ausruf — halb Staunen, halb Freude und jagte mit gefalteten Händen vor sich hin mit bebender Stimme: „Ein Wunder! Ein Wunder! Er ist nicht mehr irr-sinnig! Seit Jahren das erste Mal! Ist das Genehe? Ist das der Anfang des Endes?“

Jetzt wollte sich Mylord auf seinem Lager aufrichten, aber er war zu schwach dazu. Alle Kraft schien plötzlich die stolzen, stattlichen Körper verlassen zu haben.

Es war, als habe bisher ein inneres, verzehrendes Feuer in ihm gewütet, oder auch langsam geglimmt, lange, lang Jahre hindurch, und das sei jetzt plötzlich erloschen. Und in diesem Feuer sei auch die lang angespannte, belebende Kraft erloschen, und Körper und Seele fielen machtlos zusammen. In seinem früher so männlich gefärbten Antlitz war jede Farbe gewichen, und vor allem hatte sein Blick eine Klarheit zurück erhalten, als sei ein böser Geist aus ihm entwichen. In seine Stimme war matt, klagend, demütig.

„John!“ jagte er und winkte dem alten Diener, sich heranzuneigen. „Ich glaube, ich verstehe jetzt alles. Ich bin in sinnig gewesen, diese ganze, lange, endlose Zeit hindurch. Ich habe fixe Ideen gehabt, nicht wahr? Ach, John, ich weiß es jetzt. Ich hatte alles, alles vergessen, was früher vor-fallen. Ich hatte sie vergessen. Und ich hatte von ihm alle vergessen außer unserer Wette. Und ich muß gedacht haben, sobald ich diese Wette gewonnen hätte, müsse er wieder da sein und ich würde Rechenhaft von ihm fordern können, und sie würde wieder da sein, und ich könne sie ihm wieder freitig machen, und nun ist alles aus. Ich weiß wieder alles, ich erinnere mich wieder an alles, und diese Erinnerung hat mir das Herz, John!“ Seine Stimme wurde immer schwächer und eine rapide Veränderung, gleichsam ein Verfall trat seinem Aussehen ein. Wie er sich wieder vergeblich aufricht-

wollte, verwirrt er, als weiß. Bilder Was w...
 Z...
 seines...
 beruhig...
 aus...
 derung...
 habe fe...
 bin do...
 D, ja...
 Roderic...
 unfer...
 thun...
 wenn f...
 sten G...
 Jugend...
 des Da...
 der sich...
 ist etwa...
 Veränte...
 sich in...
 bestehen...
 und ihn...
 haben...
 ich sage...
 ihm de...
 falsches...
 Und als...
 zweifelt...
 Mensch...
 Mann...
 das G...
 Ihr Cl...
 D, Her...
 mir ver...
 Un...
 würfzig...
 fehlche...
 Verfall...
 Höhlen...
 sich ver...
 wie die...
 machte...
 blatt, w...
 Erde fl...
 „I...
 „Und f...
 sind no...
 wegen i...
 sei —...
 Ne...
 das Wo...
 Lippen...
 zerstör...
 wieder...
 Augen...
 ärger a...
 Verfluch...
 die Luft...
 Er...
 Rinn ja...
 Munde

gungen und ... Erst wenn ... erkannte man ... stellen solle ... rasch ... ihm die ... alten Stal ... langer, hager ... Der Hintergr ... vor, sondern ... Uebergang aus ... Form, die je ... die hellen Wö ... ange Spirale ... als Grundfarbe ... wodurch über ... sozusagen ... er reichte das ... in Worten zu ... t Niccolo di ... würdig: Man ... seine W ... trennen. Wie ... des Bittern ... es war, ... alle Fasern ... ist unklar zu ... Kann ich ... Wie? Ob ... kaufen ist? ... die Prior ... sind, so gl ... können. Es ... so erbarme ... Lord, zog mit ... während er ... Brust preste ... wie vom ... el Banknoten ... m Mönch re ... m lieb: „Da ... verlangen könn ... Da ist es, ... jetzt alle! ... her! Ich ... und Pfund! ... bist du? Will ... Augen. Ich ... Hörst du ... ich dir! Aber ... schaute mir ... von einem ... heiserer Sch ... ner Brust: „ ... cht da! Die ... die Treulohe, ... taumelte plö ... schwer, wie ... ußten.

wollte, fiel sein Blick auf Sir Fred, und er schaute wieder verwirrt, als ob er seine Gedanken sammeln müsse. „D!“ sagte er, als ob er zu sich selber spräche, „das ist der Maler. Ich weiß. Ich nahm ihn mit mir. Wozu? Damit er mir die Bilder suchen helfe — das letzte Bild. Aber wegen noch etwas. Was war es? John, was war es?“ John legte wie beschwichtigend seine Hand auf die Hand seines Herrn und sagte leise, wie man spricht, um ein Kind zu beruhigen: „Denken Sie nicht nach, Mylord — ruhen Sie aus.“ Dabei beobachtete er mit sichtlich Angst die Veränderung in dem Antlitz seines Herrn. „Nein, John, nein!“ jagte dieser unruhig, hastig. „Ich habe keine Zeit, mich zu beruhigen. Und ich will wissen. Ich bin doch wieder bei Ihnen und weiß, daß dieser Maler — D, ja, so ist's, so ist's. Wir waren Freunde gewesen, ich und Roderic — schon auf der Schule in Eton. Und wir hatten unsere Freundschaft beschworen, wie junge, schwärmerische Leute thun, und hatten gelobt, einander Hand anzulegen, selbst wenn sich unsere Freundschaft in Feindschaft und in den bittersten Haß verwandeln sollte. Wir schwuren einander das in Jugendschwärmerei, im rosigen Morgenschimmer des Tages und des Daseins auf dem kleinen, menschenleeren, alten Friedhofe, der sich um die alte Kirche von Eton legt — und ein Schwur ist etwas Heiliges — selbst für den Unheiligen. Und als dann seine Verrätereit und seine Falschheit meine Freundschaft für ihn wirklich in bitteren Haß verwandelte, da blieb doch dieses Gelöbniß bestehen, und als ich ihn in meinen hellen Augenblicken suchte und ihm Rache schwor, da wollte ich einen Menschen bei mir haben, der mir versallen war, einen Knecht, einen Hund, dem ich sagen konnte: „Springe dem Mann dort an die Kehle, setz' ihm deine Zähne ein, reiß ihn zu Boden und tritt ihm sein falsches Herz aus der Brust!“ Ja, so war es. So war es. Und als ich Sie traf, Mr. Fritz, den jungen, kraftvollen, verzweifelten, von allen verlassen und zu allem entschlossenen Menschen, den Desperado, da sagte ich mir: „Das ist der Mann, den ich brauche!“ Und ich kaufte Sie — ich mißachtete das Göttliche in Ihrem armen jungen Herzen so sehr, daß ich Ihr Glend benützte, um Sie zu meinem Werkzeug zu machen. D, Herr Fritz, Herr Fritz, verzeihen Sie mir! Können Sie mir verzeihen?“ Und der Kranke streckte schüchtern, demüthig, fast unterwürdig seine Hand aus, die der Maler ergriff. D die entsetzliche Veränderung in dem Kranken, dieses unglaublich rasche Verschlingen von Sekunde zu Sekunde! Wie die Augen in ihre Höhlen saufen, wie die Wangen erschlafften, wie die Schläfen sich vertieften, wie die Lippen sich von den Zähnen zurückzogen, wie die Stimme schattenhaft verflackerte und erlosch — sie machte zuletzt nicht mehr Geräusch, als das dürre Herbstblatt, welches vom Baum zur herbstlich feuchten, blätterbedeckten Erde flattert. „Ich danke Ihnen,“ sagte Mylord, immer matter werdend. „Und fassen Sie Mut — schaffen Sie — hoffen Sie — Sie sind noch so jung, und wenn Sie jemals auf Ihren Wanderwegen ihr Begegnen sollten, so sagen Sie ihr, daß ich gestorben sei — mit einem —“ Nein, der Sterbende, der Demüthige, der Bereuende brachte das Wort der Vergebung und der Vergebung nicht über seine Lippen. All das Unrecht, das ihm widerfahren, sein ganzes zerstörtes und verpfushtes Leben, sein ganzer Wahnsinn kehrte wieder, sein entstelltes Antlitz verzerrte sich abermals, seine Augen wurden groß und gläsern, und es war ein Höcheln, ärger als ein Geschrei, mit dem er keuchte: „Verflucht sei sie! Verflucht alles, was zu ihr gehört, verflucht alles, was sie liebt, die Luft, die sie atmet, die Hand, die sie faßt!“ Er sprach nicht weiter. Seine Augen wurden gläsig, das Kinn sank herab, ein paar Blutstropfen träufelten aus seinem Munde — Lord Babel war frei. (Fortsetzung folgt.)

Die Nervosität unserer Zeit.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten.

Unter Nervosität verstehen wir die erhöhte Reizbarkeit der Nerven. Die Nerven sind weiße Stränge, die gleich Telegraphen- oder Telephondrähten durch den Körper gehen und von denen man sagen könnte, sie stellen das sichtbare Band dar, das Körper und Seele verbindet. Dies Bild erscheint passend, wenn wir sehen, daß eine Berührung des Körpers Schmerz oder Freude erregt und daß andererseits der Wille oder der Schreck oder sonst ein unsichtbares Motiv sich in der Bewegung, Lähmung, oder sonst einer körperlichen Aeußerung des Sichtbaren kundgibt. Man jagt von unserer Zeit, sie sei die Zeit der Nervosität, das heißt, die Menschen hätten erregbarere Nerven als zu früheren Zeiten. Ob das wahr ist, kann freilich niemand wissen, weil kein Mensch lange genug gelebt hat und scharfblickend genug ist, um das vergleichen zu können; aber wenn wir Schlüsse ziehen, so erscheint es glaubhaft. Sind doch heutzutage die Landleute bei harter Arbeit, genährt von der freien Luft, der energischen Sonne und derber Kost, weniger nervös als die Städter. Schnittermagen sind von Stahl, jagt Horaz. Frühere Jahrhunderte aber näherten sich im ganzen mehr dem Leben des Landmannes, das unruhig ist dem Leben des Städters ähnlicher. Die Aerzte sagen, daß die verschiedenen Zeiten ihre verschiedenen Krankheiten hätten und daß auch bei einer und derselben Krankheit die Erscheinungen nach den verschiedenen Zeiten sich änderten. Das ist einer der Gründe, weshalb die Krankheiten heute anders behandelt werden als früher. Die Lebensweise früherer Zeiten habe Epidemien entstehen lassen, die heutzutage verschwunden seien, sagen die Aerzte, aber unsere Zeit sei dafür die Mutter der Nervosität. Die Lebensweise heutzutage sei den Nerven schädlich, der allgemeine Gebrauch von Kaffee, Thee, Tabak und anderen Genußmitteln, die auf die Nerven wirken, sei eine der wichtigsten Ursachen der Nervosität, die anderen Ursachen lägen in den veränderten sozialen Bedingungen. Dem muß jeder Vernünftige zustimmen. Die Neuzeit ist die Zeit der erhöhten Verkehrsmittel und damit des Bekanntheitswerdens der Völker und ihrer Sitten untereinander. Sie tauscht die Produkte ferner Länder aus und hat den Wilden unsern Alkohol gebracht, uns dafür seltsamerweise die in-

dianische Sitte, den Rauch verglimmender Blätter zu schlürfen. Sie hat den Weltmarkt geschaffen und damit auch große Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens, die das plate Land aufzufangen und kleine Städte nach dem eigenen Vorbilde umzuwandeln oder zu zerstören bestrebt sind. So sind die allgemeinen Bedingungen gegeben, so ist der Boden geschaffen, aus dem die Pflanze Nervosität emporwächst. Wie aber ist sie selbst gestaltet, wie bildet und entwickelt sie sich? Es ist, als ob in den großen Städten, durch das Zusammenleben so vieler Menschen, sich eine Art von Fluidum erzeugt, das von allen mehr und weniger eingeatmet oder eingeatmet wird und alle mehr oder weniger vergiftet. Dieser undefinierbare Stoff gehört nicht zu denen, die man sehen, riechen oder schmecken kann, aber er ist fühlbar, wie der Magnetismus oder die Elektrizität. Er ist eine Art von geistiger Elektrizität, welche die Menschenseele anspannt und dann wieder ermatten läßt. Er ist dem Hypnotismus gleich, indem ein Wille den anderen beeinflusst, und wirklich ist es vielleicht ein Hypnotismus, der die Menschenmasse nötigt, daselbe zu denken und zu thun. Wer hätte nicht schon beobachtet, daß in Versammlungen ein jeder ein Stück von seiner Individualität opfert und dafür wieder von jedem andern etwas zurückerhält? Oder wie will man sonst die Thatsache erklären, daß der Gedanke des Redners in die Menge einschlagen kann, wie der Blitz in ein Pulvermagazin, sodaß eine allgemeine Begeisterung oder auch eine Panik ausbricht? Unter vier Augen wäre ein jeder vernünftig geblieben, die Masse aber entzündet sich selbst. So denkt auch in den großen Städten der eine vor, und denken die anderen ihm nach, oder vielmehr, da die Menge zu groß ist, um von einem einzigen direkt geleitet zu werden, bereiten einzelne den Denstoff für bestimmte gesellschaftliche Kreise, während oft wieder ein einziger überlegener Geist die Tonangeber am Bande hat. Das ist zwar immer so gewesen, aber wenn nicht große Städte vorhanden sind, läuft der zündende Funke nur langsam durch die Pulverfäden, und wo es keine Eisenbahnen und Telegraphen giebt, wird nicht das ganze Land, das ganze Europa gleich von einer und derselben vernünftigen oder albernen Idee ergriffen werden können, wie das jetzt der Fall ist. Auch zur Zeit der Kreuzzüge hatte eine Idee Europa in Brand gesteckt, aber diese Idee brauchte viel Zeit, um sich zu verbreiten, und sie blieb alsdann sehr lange herrschend. Jetzt aber gleicht die öffentliche Meinung einem wogenden Meere, wo unter dem Drucke des Wirbelsturmes die emporzischenden Wellenhäupter aus allen Richtungen der Windrose gegeneinander springen. Unter dem Einfluß dieses Hypnotismus, der sich aus der Annäherung der Menschen erzeugt, steigen alle Bewegungen der menschlichen Seele höher und wachsen die schlimmen wie die guten Neigungen. Das allgemein Menschliche macht sich fühlbarer, sodaß edle, aufopfernde Thaten häufiger werden, aber auch im Kampfe des einen gegen den andern die bösen Leidenschaften sich vermehren. Es gilt, sich oben zu erhalten, wo so viele nahe aneinander schwimmen, und mancher, um nicht unterzugehen, sich am andern festhält. So tritt der Egoismus unverhüllt hervor, so wird das Verbrechen schamlos. Unter der erhöhten Thätigkeit der großen Stadt werden die Eindrücke, die auf den Menschen einströmen, unendlich vermehrt, er nützt seine Widerstandskraft schneller ab, als in der Ruhe, und so werden ihm die Reizmittel zum Bedürfnis, wenn er auch weiß, daß ein Reizmittel für die erschöpften Nerven nichts Besseres, nur etwas Unangenehmeres ist, als ein Spornstreich für den ermüdeten Renner. Auch der Bauer trinkt seinen Schnaps, aber er hat den Schnittermagen. Der Städter, zumeist im Hause, auf dem Kontor, Bureau beschäftigt, bezahlt seinen Wein, sein Bier, seinen Kaffee, Thee, Tabak, und nun gar Chinin und die Schlafmittel, die seinen Nerven notwendig zu sein scheinen, nicht nur mit seinem Gelde. Schlummer noch sind die Städterinnen daran, besonders die der wohlhabenden Kreise. Die Damen der oberen Zehntausend sehen die große Thätigkeit, fühlen die Fülle der Eindrücke, stehen unter dem Hypnotismus der Menge und können nicht reagieren. Eine Reaktion nämlich würde es sein, wenn sie auch arbeiten müßten. Die Thätigkeit der Muskeln hält dem aufgerebten Spiel der Nerven das Gegengewicht. Ein Holzhader kann in Berlin verhältnismäßig auch gesund bleiben, und wenn er täglich auch nur acht Stunden lang Art und Säge handhabt, so gleiten die Eindrücke des weltstädtischen Treibens doch schon an seiner Haut ab, wie Regen am Gummimantel. Aber die reiche Dame leistet den Nervenregungen den mindesten Widerstand, noch weniger als ihr Gatte und Vater, die doch wenigstens in geregelter Beschäftigung eine Ableitung der bei ihnen sich ansammelnden Nervosität finden. Weil sie aber doch das prickelnde, das nicht mehr ruhig zu ertragende Bedürfnis der Reaktion verspürt, wirft sie sich auf das ihr allein offenstehende Gebiet der Liebhabereien und verschafft sich eine scheinbare Thätigkeit. Sie läuft und fährt umher und macht Besuche, sie durchforstet die Magazine vom Boden bis zum Keller, um die Möbel, Teppiche, Service und Gläser, die Hüte, Kleider, Mäntel und Schuhe zu finden, die vom Hypnotismus der Mode vorgegeschrieben werden. Sie besucht die Aelsters und lernt die Künstler wie die Kunst lieben. Sie sitzt im Theater und Konzert, schwärmt für diesen oder jenen Komponisten, für diesen oder jenen Tenor oder Heldenspieler, verteidigt ihn in Gesellschaft, wie die Löwin ihr Junges, und bemüht sich, wenn er noch klein ist, ihn zu protegieren, wenn er schon groß ist, ihm einen Hausaltar zu errichten, auf dem jeder Freund opfern muß. Sie interessiert sich für Litteratur und liest mit bewundernswertem Opfermüthe die Sachen, die der Hypnotismus des belletristischen Geschmacks ihr oktroyiert, sie taucht in die Wissenschaft ein und findet die sprödesten Materien sanft für ihren Gaumen. Sie malt, modellirt, spielt, dichtet und singt, und zwar schöpft sie daraus oft hohen Genuß, benimmt sich aber doch im ganzen so, daß dem Denker das Schriftwort einfällt: solche unselige Miße hat Gott den Menschen gegeben, daß sie sich darin müssen quälen. Denn sie ist nach glücklich durchachter Saison gemeinlich so nervös, daß sie den Sommer über verreisen und von einem Bade in das andere ziehen muß. Das alles stellt ihre Reaktion gegen das in ihren Nerven erzeugte Fieber dar, und wie die Schlange sich in den Schwanz beißt und den Ring der Ewigkeit symbolisirt, so ist auch ihr Leben in der Abwechslung von Langeweile und Erregung das Symbol der Unendlichkeit zielloser Bemühung. Denn das

der Bemühung werthe Ziel ist das Glück, das Glück aber beruht im Frieden der Seele. Und die Männer sind den Frauen ähnlich. Sie werden nervös, wie das zartere und schönere Geschlecht, wenn sie genug Geld haben, um ihren Neigungen zu folgen. Ihre erste Neigung nämlich ist, das aufzugeben, wozu Gott sie von Natur bestimmt und am besten befähigt hat: den Acker zu bebauen. Das hat Gladstone begriffen. Der alte zähe Politiker beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit dem Fällen von Bäumen, was ja die Vorbereitung zum Ackerbau ist. Ich möchte sagen: der liebe Gott ist gütig. Er hat das Glück, das doch aller Menschen Lebensziel und Zweck ist, nicht in unabsehbare und unerreichbare Fernen gerückt, sodaß es eines großen Apparats, des Reichthums und großer Intelligenz bedürfte, um hinzugelangen. Sondern er hat es so nahe gelegt, daß auch der Arme und Einfältige es sich verschaffen können. Die Grundlage des menschlichen Glücks ist von Natur sehr schmal. Von diesem Standpunkte aus würde man nun allerdings alles Ringen und Streben nach Kultur, alles Kämpfen, Kriegsführen und Seefahren, alles Entdecken und Erfinden für einen gelinden Wahnsinn halten müssen, wenn man nicht bedächte, daß doch alles sich aus einem Gesetze der Nothwendigkeit, aus einer zwingenden Vernunft entwickelt und daß deshalb die gesteigerte Nervosität unserer Tage auch sicherlich ihre Stelle im Plane des Ganzen findet. Unter Schmerzen werden neue Errungenschaften auf geistigem Gebiete geboren. Und so gewiß der gute Vramine bei Voltaire recht hatte, als er sagte: ich möchte nicht das Glück, das aus dem Stumpfsein entspringt, so gewiß giebt es Güter des Intellekts, die an sich gut sind, auch wenn sie das Glück zunächst zu beeinträchtigen scheinen. Halten wir das Bild fest, unter dem sich uns die Nerven zeigen, nämlich als das Band zwischen Seele und Leib, und machen wir uns klar, daß für die an Nervosität Leidenden — der Landmann ist heutzutage noch ebenso nervenstark wie früher — die Veränderung ihres Wesens doch von der Seele ausgegangen ist, indem eben die Neuzeit stärkere Anforderungen an ihre Intelligenz stellt, so rücken wir des Rätsels Lösung näher. Die Nervosität ist allerdings eine Krankheit, aber sie ist die notwendige Begleiterin eines Zustandes der menschlichen Gesellschaft, wo so viele mehr mit dem Kopfe als mit den Händen arbeiten. Das ist nicht zu ändern, und da hilft kein guter Rat. Das fortrollende Rad der Entwicklung, des Fortschritts, ist nicht aufzuhalten. Vielleicht ist wirklich, wie einige Leute von starker Phantasie behauptet haben, die Nervosität der Uebergang zur Ausbildung eines sechsten Sinnes. Und was thun? Nur dem einzelnen kann wohl der verständige Arzt sagen: vergiß der Muskeln nicht, laß den Körper nicht so sehr unthätig bleiben und versuche die Ermüdung nicht mit Reizmitteln, sondern mit Ausruhen zu bekämpfen. Ist der Nervöse vernünftig, so wird er dem Rate folgen, aber die Vernunft der meisten ist vom Hypnotismus der Weltstadt schon zu sehr gefangen genommen. Sie begnügen sich damit, die Vortrefflichkeit des Rates anzuerkennen.

Sprüche.

Von Frida Schanz.

Zwei Dinge stoßen mich zumeist zurück: Feigheit im Unglück, Uebermut im Glück! Wie herrlich ist dagegen dieses beides: Demut des Glücks und echter Stolz des Leides!

Stets Neues treiben und erfassen, Wovon am Ende nichts gerät, Das heißt, die Ernten faulen lassen, Indem man sät und sät und sät.

Des Hauses Mittelpunkt.

Nachdruck verboten.

Da ist der Wochenplan sämtlicher Theater, nun tritt eine Auswahl, ich möchte in der kommenden Woche gern ein paarmal das Theater besuchen,“ spricht der Geheimrat Breitkreuz und breitet mehrere Zeitungsblätter vor seiner Gattin aus. Sie liest aufmerksam und wiederholt die angeführten Stellen und legt dann mit einem leichten Seufzer die Blätter zurück: „Ach, es ist für uns gar nichts dabei!“ „Nichts dabei?“ ruft der Geheimrat verwundert. „Aber das Repertoire scheint mir in dieser Woche besonders mannigfaltig. Das Lessing-Theater und das Berliner künftigen sogar Premieren an.“ „In eine Premiere kann ich Adele nicht mitnehmen; man weiß nicht, was da vorkommen kann, und auch das Publikum der Premiere —“ „Ach ja, Adele,“ unterbricht sie ihr Gatte, „nun so gehen wir ins Deutsche Theater.“ „Die Haubenlerche, Romeo und Julia, Das verlorene Paradies,“ liest die Frau Geheimrat, „auch dort will mir nichts recht passend erscheinen. Bei Wallner wird Miß Helvett gegeben, und nach dem Residenztheater können wir sie überhaupt nicht führen.“ „Da die anderen kleineren Theater noch viel weniger in Betracht kommen können, so bleiben also nur Dpern- und Schauspielhaus,“ sagt der Geheimrat mit einer Resignation, die etwas von Galgenhumor hat. „Da wäre allerdings Nathan der Weise, Maria Stuart, Götz von Berlichingen, auch könnten wir Lohengrin oder den Freischütz hören.“ Jetzt ist aber die Geduld des Geheimrats am Ende. „Höre, mein liebes Herz, allen Respekt vor Lessing, Schiller, Goethe und Weber, und du weißt auch, daß ich nichts weniger als ein Verächter Wagners bin. Wenn ich aber einen Theaterabend haben will, so verstehe ich darunter doch nicht jene Stücke, die ich unzähligenmal gesehen und gelesen und die ich nur wiedersehen würde, wenn darin ein bedeutender, von mir noch nicht gesehener Schauspieler aufträte. Ich dachte, dir müßte das auch so ergehen.“ „Gewiß, aber Adele!“ „Adele, und immer wieder Adele!“ „Du kannst unmöglich erwarten, daß ich das Kind in Sodoms Ende oder in den Fall Clemenceau führe.“

„Ich würde im Gegenteile mein sehr entschiedenes Veto dagegen einlegen.“

„Nun also, was bleibt übrig?“

„Daß wir allein ins Theater gehen und Adele nur dann mitnehmen, wenn wir das Stück passend für sie finden.“

„O, lieber Mann, das kann dein Ernst nicht sein.“

„Mein voller Ernst ist es, und da wir nun einmal bei der Sache sind, so will ich mich auch gründlich darüber aussprechen,“ erwidert er und nimmt seiner Frau gegenüber Platz.

„Seit Adele erwachsen, d. h. gesellschaftsfähig ist, ist sie die Achse, um die sich unser ganzer Haushalt dreht.“

„Bitte, lieber Alfred, du gehst zu weit —“

„Daß mich ausreden,“ unterbricht er sie, „ich habe ziemlich viel zu sagen. Unsere Speisestunden richten sich zum großen Teil danach, wie Adels Musik- und Malstunden liegen, während welcher Zeit sie Vorlesungen hört oder die Eisbahn besucht.“

„Ich muß sie doch dahin begleiten.“

„Ganz recht, deine Tageseinteilung ist abhängig von der ihrigen, und damit die des ganzen Hauswesens. Doch dabei bleibt es nicht. Unser ganzer Verkehr hat eine Umwandlung erfahren. Wir haben alte Freunde vernachlässigt und neue Bekanntschaften angeknüpft, lediglich um Adels willen; wir schlagen die Einladung zu einem Mittagessen, der wir gern gefolgt wären, aus, weil sie sich nicht auch auf unsere Tochter erstrecken kann, und besuchen Bälle, die uns wenig Vergnügen bereiten.“

„Doch wir sehen unsere Tochter tanzen,“ ruft Frau Breitkreuz mit leuchtenden Augen, „und stelle dich wie du willst, Alter, du schmunzelst auch, wenn sie eine der begehrtesten Tänzerinnen ist.“

„Will ich nicht leugnen,“ giebt der Geheimrat zu, „und ich freue mich auch, wenn sie hübsch gekleidet ist, und lasse mich das gern etwas kosten, aber es verdrießt mich doch, wenn ich merke, daß die Summe, welche ich meiner Frau für ihre und der Tochter Toilette gegeben, zum größten Teil für diese angewendet ist, wenn du dich mit einem gewendeten, aufgeschrienen Kleide behilfst.“

„Ich kann doch nicht noch größere Opfer von dir verlangen?“

„Nein, aber du kannst es anders einteilen.“

„Ach, du weißt nicht, was dazu gehört.“

„Du verwöhnst das Kind.“

„Sie ist nur einmal jung; sie soll ihre Jugend genießen, und sie muß doch auch in die Welt kommen. Wo soll sie eine Bekanntschaft machen, wenn wir ihr nicht die geeignete Gelegenheit dazu geben?“

„Komm mir ums Himmels willen nicht mit diesen Dingen!“ ruft der Geheimrat und hält sich die Ohren zu. „Adele ist kaum achtzehn Jahre, da braucht an eine Heirat noch nicht gedacht zu werden; wäre sie aber selbst älter, so würde ich nie dulden, daß meine Tochter zur Schau gestellt würde wie eine Ware! Doch, du gehörst wahrlich auch nicht zu den Müttern, welche die Töchter auf den Heiratmarkt bringen und sie auf den Mann dressieren, wie Ditto von Leizner so treffend sagt. Du hast das auch nicht nötig, denn du hast sie gut und verständig erzogen!“ Er ergreift begütigend ihre Hand.

„Soeben sagtest du noch, ich verwöhne sie,“ schmollt die Frau Geheimrätin.

„Eins schließt das andere nicht aus,“ lacht er, „glücklicherweise ist ein so guter Grund gelegt, daß nicht allzuviel Schaden dadurch angerichtet werden wird.“

„Nun siehst du!“ ruft sie triumphierend, „was willst du also?“

„Was ich will, das sollst du jetzt in kurzen Worten hören. Ich will, daß Adele genießt, was ihren Jahren und dem Lebensstadium, dem sie zugehört, angemessen ist. Ich will, daß du sie überallhin begleitest, wo es nicht schicklich wäre, daß ein junges Mädchen allein erscheint. Ich will, daß sie sich noch fortbildet; ich will, daß sie nett und gut gekleidet, ich will, daß sie froh, sorglos glücklich ist.“

Aber ich will nicht, daß sie den Mittelpunkt unseres Hauses bildet, und noch weniger, daß sie sich als solchen anseht. Ich will nicht, daß du zurückstehst um ihrer willen; ich will nicht, daß die Frage: scheidet sich das für Adele? wird Adels Freude oder Interesse daran haben? überall ausschlaggebend in den Vordergrund tritt. Ich will, daß wir auch noch um unser selbst und nicht bloß um unserer Tochter willen da sind.“

„O, du bist ein Egoist,“ sagt seine Frau halb im Scherz und halb im Ernst.

„Mag sein; indes halte ich es mit dem Vers: 'Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.' Glaube mir, meine Selbstsucht ist auch von großem Nutzen für Adele. Es muß etwas zu hoffen und etwas zu wünschen bleiben, das liegt begründet in der menschlichen Natur, und werden die erreichbaren Wünsche zu schnell und mühelos erfüllt, so richtet der Sinn sich nur allzu leicht auf das Unerreichbare. Nur wer entbehrt, kann genießen.“

Frau Breitkreuz blickt nachdenklich vor sich nieder.

„Du meinst also —“

„Daß du dich wieder ein wenig darauf besinnen sollst, daß du doch nicht bloß die Mutter deiner erwachsenen Tochter, sondern auch die Gefährtin deines Mannes bist —“

„O, dieser Vorwurf —“

„Der,“ fährt, ohne auf die Unterbrechung zu achten, der Geheimrat fort, „der jetzt nicht gern anfangen möchte, was er während der zwanzig Jahre seines Ehestandes nicht gethan: seine Erholungen und Zerstreuungen allein zu suchen.“

„O Alfred, das könntest du?“ ruft sie sehr erschrocken.

„Das müßte ich,“ antwortet er nachdrücklich, „und darum bedenke dich bei Zeiten; schließen wir, um wieder auf unsere Theaterfrage zu kommen, ein Kompromiß: geh mit Adele in die Oper oder in das Schauspielhaus und komm mit mir in Sodoms Ende und in eine Premiere!“

„Aber was thut Adele an einem solchen Abend?“

„Was ich an dem andern thue; sie bleibt bei ihrer Arbeit, bei ihren Büchern, das wird ihr recht gut thun.“

„Und dir auch,“ neckt sie, „aber du hast recht,“ fügt sie ihm die Hand reichend hinzu. „Ich will über der Tochter den Gatten nicht länger vergessen.“

„Und noch weniger darfst du dich selbst darüber vergessen,“ schließt er. „Doch ich halte jetzt Wache und rufe laut Holla, sobald mir scheinen will, als sei nicht alles, wie es sein soll.“

Paula von Hohenfels.

Moderne Engherzigkeiten.

Von E. Eiß-Blanc.

Nachdruck verboten.

I. Die Handelsfrau.

Es in naßkalter Dezembervormorgen mit dicker, ruhiger Luft. Es regnet und schneit durcheinander. Auf der Straße stehen trübe Pflügen; die Sperlinge sitzen aufgeplustert unter vorspringenden Fensterrahmen und Dächern und blinzeln mit behaglichem Bedauern auf die Lastträger des Lebens, die keine Flügel haben; auf die geplagte Kreatur, die frierend, durchnäßt mit gesenkten Köpfen und müden Augen auf der schmutzigen Fahrstraße vorüberkommt. Derselbe Blick stummen Gequältheins bei Mensch und Tier, Frauen und Hunden, die miteinander, wie zwei Geschäftsinhaber, den Milchkarren über nasse, holperige Pflaster ziehen.

Ein charakterloser Wintertag, für dessen durchdringende Naßkälte der Thermometer wenig Verständnis zeigt, an dem der Wohlhabende spät aufsteht, üble Laune hat, gähnt, sich so nah wie möglich an den warmen Ofen stellt und platonisch nach Italien seufzt, weil er sich einbildet, dort müsse die Sonne scheinen. Ein Wetter, an dem der Arme wirklich friert bis ins Mark hinein, stumm sich weiterquält oder seinen Grimm an den Tieren ausläßt, die ihm untergeben sind.

Vor der Thür einer behaglichen Villa hält ein gebrechlicher Milchkarren. Der magere, kotbespritzte Hund davor wedelt in gedrückter Freude taumelnd mit dem Schwanz und starrt mit erwartungsvollen Augen in den Hausflur, wo seine Gefährtin soeben verschwunden ist.

Drinne schimpft die fette Stimme des behäbigen Portiers, in Ermangelung anderer geistiger Anregung, auf das grobe Schuhwerk der Landfrauen und die braunen Spuren, die es auf der teppichbelegten Treppe zurückläßt. Nur Lackstiefel vermögen seinesgleichen schweigenden Respekt einzulösen!

Die elektrische Klingel der ersten Etage giebt einen schrillen Ton. Es wird geöffnet.

„Wer ist gekommen?“ ruft eine nervöse, weibliche Stimme aus dem Wohnzimmer.

„Nur — die Leo-Frau, Gnädige,“ meldet wie entschuldigend das Hausmädchen.

„Ah (nichtachtend), ich glaubte, es wäre endlich die Putzmacherin!“ Ein Zeitungsblatt knittert ungeduldig, Theegefäß klinkt, ein leichter Duft von Spiritusmaschine und frischem Weißbrot zieht durch die sich wieder schließende Thür.

Die Leo-Frau stampft zur Küche, sie hat zwei Reichen Landzweibeln am Arm, die sie der Herrschaft zum Verkauf anbieten will, sie braucht so nötig ein paar Pfennig Mehreinnahme. Die Leo-Frau! Wie sie eigentlich heißt? Niemand weiß es und aus dem einfachen Grunde, weil keiner je daran gedacht hat, sie danach zu fragen; es ist auch so gleichgültig. Ihr magerer Hund thut vor Monaten der gutmütigen Köchin leid, als sie zufällig die beiden auf der Straße den Milchkarren ziehen sah. Sie hatte stets Fleischabfall in dem wohlhabenden Haushalt, den sollte fortan die Frau sich unentgeltlich holen. Und das thut sie mit Freunden, regelmäßig, die Woche zweimal! Unten wartete schweißwedelnd der Hund. Er hieß Leo — nach ihm wurde seine Herrin kurzweg von den Leuten Leo-Frau genannt — und der Name blieb ihr, als wäre sie damit getauft.

Im Sommer brachte die dankbare Alte der mittelidigen Köchin häuerische Blumensträuße mit viel Salbei und viel Farben; im Winter wärmte sie sich oben am Küchenofen die erstarren Hände und trank dann und wann eine Tasse dünnen Kaffees, wenn ihn die Diensthöfen gerade übrig hatten.

Aber davon durfte die Gnädige nichts merken, sie liebte das „Zustucken“ nicht. Nicht, daß sie mittelidischer oder härter gewesen, als die Allgemeinheit — o, nein! nur durch Sorglosigkeit und Müßiggang engherzig geworden, wie unzählige werden, denen es immer gut ergangen.

Seit ist die kleine, gebückte Bauerfrau noch stiller als sonst bescheiden auf einem Eckchen der Küchenbank. Sie läßt den Kopf hängen; ihre mit Rot bespritzten Stiefel sehen wandernde müde aus.

„Nanu, Leo-Frau? Sie sind wohl gar schon wieder müde, jetzt um elf Uhr morgens?“ fragt die Köchin, die eben kuckenteig einwürft, mit gutmütiger Rederei.

Die Alte hebt den Kopf, das kleine, welke Gesicht mit den vielen Runzeln und Fältchen, die wie rätselhafte Hieroglyphen, wie Spuren unvergesslichen Kummers darüber hinstreifen. Der zahnlöse Mund wird verschönt durch einen Ausdruck naiver Herzengüte; zwei blaue Kinderaugen sehen treuherzig aus der Umhüllung des dunkelwollenen Kopftuches.

„Ja, ein bißel,“ nickt sie langsam — sie spricht selten mehr, als sie gefragt wird. Die Köchin weiß das, aber sie ist heut gut aufgelegt, in redseliger Stimmung, da kommt es ihr auf ein Wort mehr nicht an. Die Gnädige sitzt beim Frühstück und hat einen Anflug von Migräne — gerade die passende Gelegenheit, um ungestört zu schwätzen und nebenbei Teig zu rühren.

„Wann stehen Sie denn auf?“ fragt sie weiter.

„Na, jetzt im Winter um halb vier Uhr, der Weg vom Dorf bis her zur Stadt ist weit.“

„Was, so früh? Da ist es ja noch bitter kalt und finster. Da gehen Sie wohl um so zeitiger schlafen?“

„O, nein, ich hab' viel zu arbeiten, ich kann mir keine Magd halten. Vor elf Uhr nachts wird's selten, aber dann ist man müde, wie ein Stück Holz.“

„Und wie halten Sie das aus bei Ihren zweiundsiebzig Jahren?“ fragt die Küchenregentin bewundernd und hebt die mehligten Hände.

„Ich muß wohl,“ nickt das Bauerfräulein, und ein trauriges Lächeln fliegt um ihren Mund, „ich muß wohl. Wer soll sonst verdienen und die Arbeit machen? Ich bin ganz arm.“

„Ja, haben Sie denn keine Kinder?“ wundert sich die Fragende.

„O, doch! Vier Töchter, die sind aber verheiratet, und zwei Jungen. Der eine hat Musiker gelernt, der spielt Sonntags zum Tanz, und der andere, ja der andere —“ sie starrt trübselig vor sich hin, und große Thränen steigen in ihren Augen auf.

„Was ist's denn mit dem andern?“ erkundigt sich teilnehmend die Köchin, während sie gerade Zucker abwägt.

„Der andere, mein Friedel, das ist mir der liebste, 's ist der jüngste, und der hat jetzt solche Schmerzen,“ schluchzt die Alte.

Die Köchin dreht sich ergriffen um. „Du lieber Gott, sagt sie mitteilidig, „was fehlt ihm denn?“

„Ein schwerer Balken ist ihm aufs Bein gefallen,“ weint die Frau, „er muß so aushalten, und ich kann ihm nicht helfen. Da thut einem 's Herze weh, ich denke manchmal, ich habe ihn lieber, als meine eigenen Kinder.“

„Ist er denn nicht Ihr eigenes Kind?“

„Nein, ein Ziehkind. Als er vierzehn Tage alt war, hat er in die Pflege zu mir, und da war's schon ein lieber Junge.“

„Und bis jetzt ist er bei Ihnen geblieben? Wer hat denn das Ziehgeld gegeben?“ forschet die Köchin, welche die Frau zu interessieren anfängt.

„Ziehgeld —“ murmelt die Leo-Frau, und ihre großen Augen mit der großen, treuen Seele darin sehen verlegen nach sich, „ja — Ziehgeld gab's wenig. Er war von so einem blutarmen Mädel, der's Verdienen auch fauer genug wurde.“

Bis zum dritten Jahr gab sie ein paar Groschen den Monats aber dann hörte's ganz auf. Sie hatte sich in die Stadt verheiratet, und der Mann war böse. Eines Tages nahm er den Jungen mit zu ihr, sie sollte ihn behalten, wir hatten selbst so wenig und fünf Kinder. Ich gab ihr den Friedel und wollte fort. Aber er war ein so verständiges Kind, merkte, daß er nie wieder mit mir gehen sollte, er weinte und schrie und hing sich an meinen Rock, ich konnte nicht gehen.“

Zuletzt schlief er mit den Thränen ein, er lag vor der Thür wie ein kleines Hundel. Da wollte ich fort, und mein Gott, that mir weh; ich bückte mich nochmal runter zu ihm und Friedel, sag' ich ganz leise und streich' ihm so über den Kopf, lebewohl, Friedel.“

Da wachte er auf und streckte die Hände nach mir aus: Mitnehmen, Mutter, mitnehmen! Ich er so herzbrechend, daß ich ihn nicht verlassen konnte. „Nehmen Sie ihn,“ bat die wirkliche Mutter ganz außer sich, „mein Mann schlägt ihn doch nur, der will ihn nicht leiden.“

Mein Friedel schlagen und schlecht behandeln, das sollte nicht! O, wollte Gott, Sie lebten, bis der Junge zur Schule geht, war ihr letztes Wort, und da hab' ich ihn halt wieder mitgenommen. Als ich zu Hause kam, hab' ich zu den Töchtern gesagt, jetzt bleibt er bei uns, und wenn ich für ihn betteln gehen sollte.“

Na, und so schlamm ist's nicht geworden,“ schlief sie in rührender Dankbarkeit.

„Und da haben Sie den Jungen unentgeltlich behalten?“ staunt die Köchin und läßt überwältigt die Arbeit ruhen.

„Gott — wir haben ihn doch so lieb, und die Kinder halten ihn, wie ihren rechten Bruder,“ sagt die Frau aus dem Volk schlicht. Erhabene Einfachheit, die Opfer für identisch mit Liebe hält, die in dem Heldenmut ihres Herzens durch Thaten fühlte!

„Aber Sie sind doch selbst so arm,“ meint die andere kopfschüttelnd.

„Ja (mit einem Seufzer), aber ich hatte mir schon im gepart. Zweihundert Thaler! Da wollt' sich mein Bräutigam ein Häufel bauen und hat mich, ich sollte 's ihm bringen. O, lieber Gott — er hatte ein Häufel Kinder, er brauchte's nötig, und da hab' ich's ihm halt gegeben.“

„Aber nicht wieder bekommen?“

„Nie wieder!“ Die Alte schüttelt kleinlaut den Kopf. Sie hatte es monatelang nicht fassen können und beinahe ihren Verstand darüber verloren, daß alle, alle ihre Ersparnisse dahin waren. „Er wollte 's mir wiedergeben,“ sagte: „Aber Schwester, was denkst du denn? Ich weiß, daß an jedem Pfennig von den zweihundert Thalern Tropfen Schweiß von dir hängt.“

Aber dann haben sie es das Haus abgebrannt, und so war alles verloren.“

Die Köchin rührt wild in dem Teig. Das Hausmädchen ist mittlerweile auch dazu gekommen; sie lehnt mit Staubbesen und Schaufel in der Thür und hat das letzte gehört.

„Arme Leo-Frau,“ sagt sie leise, „und darum müssen Sie in Ihrem Alter noch so viel arbeiten?“

„Ach, jetzt geht's noch,“ verteidigt sich die Alte eifrig, „bin erst zweiundsiebzig Jahr, aber später wird's fauer werden. Der Weg vom Dorf ist weit, dann muß ich auch im Winter nach Holz, oder im Sommer nach Beeren und Pilzen, verdienen ich noch extra. Und später (wie sich selbst tröstelt) — da hilft schon der liebe Gott und mein Friedel.“

Die Köchin macht ein fragliches Gesicht. „Was hat der Friedel gelernt?“ erkundigt sie sich eingehend.

„Der lernt Zimmermann. Und so geistlich ist er!“

„Wird ganz beredt vor Bewunderung — was der für ein Kopf hat, können Sie sich nicht denken. Wie schön und lang der beten kann! (Das ist das einzige geistliche Gebilde, welches für sie existiert.) Ich kann's ja auch, aber ich brand immer ein Buch dazu, und der weiß alles auswendig. Er versorgt mich im Alter, wie ich ihn als Kind versorgt habe.“

„Er sagt immer: Mutter, wenn ich erst älter bin, dann sollst du 's abguth haben, dann brauchst du gar nicht mehr zu arbeiten. Ihre Augen strahlen so verheißungsvoll, so glücklich, daß die beiden Mädchen ganz weich ums Herz wird.“

„Wieviel Lohn hat er denn jetzt?“ fragt die eine, praktische Köchin, die auf Versprechungen nicht viel giebt.

„Nur acht Pfennig die Stunde,“ gesteht die Leo-Frau kleinlaut, „aber — 's wird schon mehr werden!“ Sie hat ihr Lebenlang nie den Mut verloren.

Die Köchin bringt ihr eine Tasse Kaffee, das Hausmädchen giebt ihre Semmel, die sie früh nicht gegessen hat. „Leo-Frau, was wünschen Sie sich denn zu Weihnachten?“ fragt sie in plötzlicher Eingebung.

Die Alte sieht sie erstaunt aus ihren Kinderaugen an, hat sie nie einer gefragt, was sie sich wünsche. „Gar nichts, meint sie kopfschüttelnd, „einen warmen Rock hat mir der Friedel zu meinem Geburtstag geschenkt.“

„Aber Sie müssen doch andere Wünsche haben,“ sagt das Hausmädchen ordentlich beleidigt. Wie konnte jemand sich mit einem warmen Rock zufrieden sein!

„O — etwas wünschte ich mir wohl,“ gesteht die Alte heimlich nach längerem Ueberlegen, das ihr offenbar Mühe machte, „ein Bett!“ Sie sagt es ganz leise, als wage sie kaum es auszusprechen.

„Ein Bett?“ stannen die Mädchen, „ja, wo schlafen Sie denn?“

„Ich habe wohl eins,“ rühmt sie sich fast wichtig, „als mit dem Friedel zusammen, und das Kind wird doch jetzt groß; er schläft meist unruhig, und ich friere oft im Winter so.“ Die Klagen, monotone Stimme hat etwas Rührendes in der selbstverständlichen Entfugung dieser opferwilligen Mutter.

Du lieber Gott
 gefallen,“ we
 kann ihm nich
 e manchmal, i
 ge alt war, h
 u lieber Junge
 Wer hat den
 welche die Sa
 und ihre gut
 en verlegen
 von so eine
 r genug wun
 en den Mon
 die Stadt ve
 lages nahm
 en, wir hat
 ihr den Fried
 diges Kind,
 er weinte
 te nicht geh
 vor der D
 und mein Ge
 r zu ihm un
 n so über de
 und strecke
 nehmen!“ sch
 konnte. Ne
 ußer sich, me
 leiden.“ Ma
 , das sollte
 unge zur Sch
 ihn halt wie
 h zu den D
 um ich für
 's nicht gew
 tlich behalten
 eit ruhen.
 und die Kind
 Frau aus de
 r für ident
 Herzens du
 eint die ande
 mir schon im
 mein Brud
 m borgen. A
 er brauchte
 den Kopf. E
 inah ihren
 alle ihre
 wiedergeben,
 Ich weiß
 Thalern
 haben sie
 en.“
 Hausmädch
 mit Staubbe
 ehört.
 um müssen
 te eifrig,
 sauer werde
 auch im We
 d Pizzen,
 selbst tröst
 del.“
 Was hat der
 nd.
 ist er!“ —
 der für ein
 schön und
 eistige Gebie
 der ich brau
 ewendig. D
 versorgt hab
 immer: „War
 ist du 's ab
 zu arbeiten
 klich, daß d
 die eine, d
 iel giebt.
 die Leo-Fra
 n!“ Sie
 , das Haus
 gegessen ha
 Weihnachten
 raugen an,
 „Gar nichts
 hat mir
 en,“ sagt d
 jemand
 t die Alte
 ffenbar W
 age sie kam
 o schlafen
 wichtig, „ab
 doch jetzt
 ist im Win
 s Rührende
 willigen Nat



Adolf Eberle

R. Paulussen

Holzschnitt von Heuer u. Kirmse, Berlin.

Im bayerischen Forsthaufe. Gemälde von Adolf Eberle.

Photogravüre-Verlag von R. Paulussen in Wien V.

vibriert die Erinnerung an unruhige Nächte, das Bangen vor jenen, die wiederkehren werden.

Im Unbewußten liegt die mächtige Wirkung. Und die beiden Mädchen in der warmen, herrschaftlichen Küche können sich ihr nicht entziehen!

Auf dem Herd brodelt der große Bouillontopf und hüllt sich in Dampfswolken, wie ein kleiner Vulkan, an den Wänden blüht das blanke Kupfergeschirr, verlassen steht der Kuchenteig in seiner mehligten Reinheit, verlassen, eine gefallene Größe, liegt der Staubbesen an der Erde — ein sehr unzeitgemäßes Stillleben in der Küche! Köchin und Hausmädchen aber stehen wortlos-erstaunt vor der einfachen Frau. Mit halbem Lächeln, das sich nicht vorwagt, mit einem Gemisch von Neugier und Bewunderung sehen sie sie an, das arbeits- und wetterharte Weib mit dem weichen Herzen und den guten Augen, wie sie bescheiden auf der kleinsten Ecke der Küchenbank hockt. Ihre Füße stecken in unförmig plumpen, schmutzigen Schuhen, sogar der Saum ihres kurzen Rockes ist mit Kot bespritzt.

Zweihundsechzig Jahr! Warum haben die Mädchen plötzlich unendliches Mitleid mit ihrem müden Blick.

Da öffnet sich die Speisekammer. Die gnädige Frau erscheint im türkischen Schlafrock mit Seidenquasten und Schleppe, weißem Spitzenhäubchen und einem verdrießlichen, grauen Gesicht. Mürrisch erwidert sie den Gruß der Alten, die ehrsüchtig aufsteht, während die Köchin mit heißem Eifer im Kuchenteig rührt und das Hausmädchen mit auffallender Geschäftigkeit ans Lampenputzen geht. Die Gnädige überfliegt misstrauisch die angeregte Thätigkeit, als witterte sie die vorhergegangene „Klatschpaufe“. Sie hat üble Laune und Migräne, weil sie in der Gesellschaft abends zuvor wieder zu viel Hummeralat gegessen.

„Was kosten die Zwiebeln?“ fragt sie die Frau nicht eben unfreundlich, aber mit jener trockenen, geschäftlichen Gleichgültigkeit, die quasi den „Volkston“ wohlhabender Frauen im Verkehr mit handierenden Handelsleuten charakterisiert.

„Die Zwiebeln kosten — ich dachte, eine Mark, gnädige Frau,“ schlägt die Gefragte bescheiden vor und bleibt lüthlich stehen, während sie spricht.

„Eine Mark? Das finde ich sehr teuer; das Zeug wächst Ihnen ja im Sommer auf dem Lande massenhaft zu,“ nergelt die wohlhabende Frau verdrießlich. „Dabei sind die Zwiebeln sehr klein, wir können sie eigentlich gar nicht verwenden, wir benutzen stets eine große französische Sorte.“

„Ach, nehmen Sie sie doch, liebe, gnädige Frau, wollen alle zusammen — neunzig Pfennig rechnen?“ bittet die Alte eindringlich mit ihrer ganzen, bescheidenen Ueberredungsgabe. Sie hat so fest auf das Geld gerechnet.

„Neunzig Pfennig? Gut, Marie (das zur Köchin), dafür wollen wir die kleinen Dinger behalten.“ Die Angeredete nickt kurz und wirft ihrer gnädigen Frau einen bösen Blick zu, in dem es wie plötzliche Feindschaft aufsteigt.

Wie war es möglich, daß die reiche, arbeitslose, verwöhnte Frau, die mehr besaß, als sie sich wünschen konnte, mit dem armen Weib um Pfennige feilschte? Sie vergaß, daß die Dame des Hauses weder Leben, noch Entbehren, weder Sorgen, noch Herzengüte der anderen kannte — wie vermochte sie da nachzufühlen oder zu helfen?

Das Mädchen aber empfand nur den Kontrast. Die abgelandeten zehn Pfennig empörten sie, wie ein begangenes, himmelschreiendes Unrecht. Grollend gab sie der Leo-Frau den knappen Lohn.

Die Alte dankte so freundlich, wie immer, wenn sie etwas bekam. Ihr großes, einfältiges Herz kannte weder Groll, noch Bitterkeit; sie war in ihrem harten, arbeitsreichen Leben stets für fremdes Glend, für an Fremden begangenes Unrecht empfänglicher gewesen, als für eigenes. Große Herzen sind anspruchslos, und besonders im Volk, wo der Begriff „persönliche Bequemlichkeit“ nicht entwickelt ist.

Die Frau nahm die Fleischüberreste für ihren Hund und Gefährten, warf einen letzten Blick auf den warmen Ofen, die ganze Atmosphäre gesättigten Behagens, grüßte in ehrerbietiger Freundlichkeit die Hausfrau und die beiden Mädchen — dann stampfte sie wieder hinaus durch den Korridor, hinaus in Kälte, Schmutz und Nässe, in die ganze frostige Resignation eines abgearbeiteten, armen Lebens von zweihundsechzig Jahren.

Die gnädige Frau im türkischen Schlafrock sah verdrießlich noch in Vorrat- und Speiseschrank, fand hier und da etwas zu nergeln, dann ging sie zurück ins Speisezimmer, um ihre letzte Tasse Thee zu trinken und in tiefem Sessel vorm warmen, bunten Majolika-Ofen Feuilleton und Familiennachrichten (anderes interessierte sie leider nicht!) der Morgenzeitung zu lesen. Nur der Hummeralat vom vergangenen Abend, aber kein Schatten begangenen Unrechts störte ihre Lektüre und ihr Behagen.

Unrecht? Sie wäre sehr erstaunt von ihrem Blüchseßel in die Höhe gefahren — denn sie hielt sich für gut — wenn man sie dessen beschuldigt hätte. Und warum? Weil sie einer alten Handelsfrau zehn Pfennig abgehandelt? Du lieber Himmel, ist das nicht allgemeine Sitte auf dem Markt, an den Straßenecken, in der Küche? Kennt das eine gute Hausfrau nicht selbstbelobigend „im kleinen sparen“?

Unsere Gemüse.

Nachdruck verboten.

Nicht weniger anziehend als die Mannigfaltigkeit der Formen unserer Gemüse und die Kenntnis ihres Anbaues und ihrer Verwendung ist auch ihre Geschichte. Wie das Obst und die Feldfrüchte hat auch sie der Mensch nicht in der Beschaffenheit empfangen, in der wir sie heute kennen; durch ihn erst sind sie zu dem geworden, was sie jetzt sind. Einst waren es wildwachsende Pflanzen, die der Mensch, eifrig nach genießbarem Ueberflüssigem, weil sie durch irgend eine Eigenschaft sich ihm empfohlen hatten, versuchsweise anbaute. Damit vollzog sich im Leben der Menschheit ein großer Fortschritt: der wilde Mensch sammelt wilde Wurzeln und Kräuter zur Stillung des Hungers, mit dem Feld- und Gartenbau beginnt die Kultur. Durch den fortgesetzten Anbau nun haben die Pflanzen, die demselben unterworfen wurden, zum größten Teil in sehr auffallender Weise sich verändert. Hier ist eine holzige, dünne Wurzel fleischig und saftig, dort das Laub kräftiger und voller, dort der Fruchtansatz reichlicher geworden. Vielfach hat der Geschmack sich verbessert, er hat gewonnen an Milde und Süßigkeit. Dabei hat sich bei den meisten Pflanzen

durch die Kultur eine große Anzahl von Spielarten entwickelt. Wie viel Abarten des Kohls kennen wir z. B., dessen eine Urform noch heute wildwachsend an den felsigen Klüften Italiens und des westlichen Englands, und, wie neuerdings erst bekannt geworden, auch auf Helgoland zu finden ist. Mit noch mehr Bequemlichkeit können wir die wilde und die kultivierte Form unserer Mohrrübe miteinander vergleichen, denn beide stehen oft fast unmittelbar nebeneinander, die eine im Gemüsegarten, die andere auf dem Ackerain und der Wiese. Nicht so leicht aber läßt sich bei allen Gemüsepflanzen wie bei diesen beiden, dem Kohl und der Mohrrübe, Herkunft und Heimat erkennen. In vielen Fällen können darüber nur Vermutungen aufgestellt werden. Die Geschichte mancher Gemüsepflanze verliert sich im Dunkel uralter Zeit. So wird seit Tausenden von Jahren auf einem großen Teil der Erde die Linse angebaut, woher sie aber stammt, kann mit Bestimmtheit nicht gesagt werden, denn noch nie und nirgend ist sie wildwachsend aufgefunden worden.

Eine weit kürzere Geschichte hat die Kartoffel, von der jetzt etwa 900 Sorten bekannt sind, aber auch ihre Geschichte ist nicht so klar, wie man denken sollte. Als Amerika entdeckt wurde, fand man sie dort schon angebaut, und über ihre besondere Heimat ist viel gestritten worden. Lange Zeit ferner galt Sir Francis Drake — von Sir Walter Raleigh ganz zu schweigen — als derjenige, welcher der alten Welt das größte Geschenk der neuen, die Kartoffel, zugeführt hat. Neuere Forschungen erst haben erwiesen, daß Jahre vorher schon die Kartoffeln von den Spaniern nach Europa gebracht worden sind.

Im folgenden soll eine Anzahl unserer Gemüse genauer betrachtet und dabei auf Herkunft und Geschichte und was sonst von kulturhistorischer Bedeutung ist, ein besonderes Gewicht gelegt werden. Ich hoffe, daß eine solche Darstellung auch für die Gemüsefreundin und Hausfrau einiges Anziehende bieten wird.

I. Der Spargel.

Man kann wohl sagen, daß unter allen unseren Gemüsen der Spargel das am wenigsten profaische ist. Im Gegensatz zu Kohl und Rüben hat er etwas Düstiges, ja Aetherisches an sich. Er liefert eine leichte und gute Speise von sehr feinem Wohlgeschmack, welche als erstes junges Gemüse genossen wird im Mai, dem Monat der Frühlingsblüte und des Vogelgefangens. Außerdem ist der Spargel dem ätherischen Ansehen nach eine schöne Pflanze, die in ihrem pyramidalen Bau und mit dem nadelförmigen Laube an einen Lärchenbaum im kleinen erinnert. Wenig ansehnlich sind die Spargelblüten, sehr hübsch aber die roten Beeren, die sich aus ihnen entwickeln. Wegen dieses Beeren Schmucks heißt die Spargelpflanze seit alters in einigen Gegenden Deutschlands und der Niederlande Korallenkraut. Das feine Laub, das von unseren alten Botanikern mit dem des Fenchels verglichen wird, macht den Spargel zu einer Schmuckpflanze, und ich habe ihn als solche schon auf Gräbern angepflanzt gesehen. Gotteskraut wird er in Livland genannt, weil mit seinem Laube die Heiligenbilder geschmückt werden. Bei uns wird das Spargelkraut, ähnlich wie das sogenannte Schleierkraut, sehr viel zur Verzierung von Blumensträußen verwendet; zumal in denen, welche im Sommer die Landleute auf den Markt bringen, fehlt es selten. Es giebt aber einige ausländische Spargelarten, die sich vor der bei uns heimischen durch eine noch zierlichere Belaubung und noch größere Anmut des Wuchses auszeichnen und bei uns in Gewächshäusern gezogen werden. *Asparagus plumosus* und *tenuissimus*, die beide Warmhauspflanzen sind, gehören zu den schönsten darunter.

Der Spargel gehört zu einer sehr vornehmen, durch Schönheit der Gestalt und der Färbung wie durch Wohlgeruch ausgezeichneten Familie, derjenigen der Vilsengewächse, in welcher er mit seinen nächsten Verwandten eine Unterabteilung, die der spargelartigen (*Asparagaceae*) bildet. Der nächsten Verwandtschaft des Spargels gehört zu fremdländischen Gewächsen die bei uns als Zimmerpflanze so häufig gezogene *Dracaena* an, deren selten erscheinende Blüten auch wohl an die des Spargels erinnern; von einheimischen unser bescheidenes und liebliches Maiglöckchen. Zieht man den Wurzelstock eines Maiglöckchens aus der Erde und betrachtet ihn, so wird man finden, daß er dem des Spargels ähnlich sieht, sowohl was das Wurzelwerk selbst betrifft, als auch in der Bildung der Keime oder Sprossen. In der That sollen die Keime einer Maiglöckchenart, die bei uns Salomonstiegel genannt wird (*Convallaria polygonatum*), in Konstantinopel, wie hier zu Lande die Spargelsprossen, gegessen werden.

Man zählt etwa fünfzig Arten Spargel, von denen ein Drittel am Kap der guten Hoffnung zu Hause ist. Die übrigen gehören Nordafrika, den kanarischen Inseln, der Insel Mauritius und Europa an. Außer unserm gemeinen Spargel befinden sich unter diesen verschiedenen Arten noch mehrere andere, deren Sprossen essbar sind. Die auf Japan heimische Art wird dort ebenso genossen wie die unsere. Auf Kreta und in dem Peloponnes wächst eine Art, der blattlose Spargel (*Asparagus aphyllus*), dessen Sprossen man als Fastenspeise genießt, und zwar in Salatform mit Essig und Öl zubereitet, wie auch wir unsern Spargelsalat essen. Ebenso kommen die Sprossen des spitzblättrigen Spargels (*Asparagus acutifolius*), der ebenfalls in Griechenland zu Hause ist, in Athen auf den Markt und wurden im Altertum schon genossen und als wohlschmeckend geschätzt. Die Krone aber von allem Spargel ist doch unser gewöhnlicher, welcher bei den Botanikern der gebräuchliche (*Asparagus officinalis*) heißt.

Als die Heimat dieses gebräuchlichen Spargels giebt de Candolle Europa und Westasien an. In Deutschland wird er fast überall wildwachsend angetroffen, wenn auch nirgend häufig, und da er eine Pflanze ist, welche leicht verwildert, so ist es schwer zu entscheiden, ob er in Deutschland ursprünglich einheimisch ist oder nicht. Man möchte sehr dazu neigen, ihn für heimisch bei uns zu halten, da er vorzugsweise an solchen Orten gefunden wird, die entfernt von denjenigen liegen, wo man ihn anbaut; allein auch dahin können wohl die Samen der Pflanze von Vögeln verschleppt worden sein. Der wildwachsende Spargel findet sich in Norddeutschland am häufigsten in der Nähe der See, so auf dem Darz in Pommern, auf der Insel Hiddensee, auf Wittow und Mönchgut (Rügen), auf den Dünen der Küste von Usedom, auf den ostpreussischen Inseln. An der westpreussischen und mecklenburgischen Küste habe ich ihn mehrfach gefunden. Im Binnenlande kommt er zerstreut an Waldrändern, an grasigen Abhängen und auf Wiesen vor. Die wilde Form ist weit kleiner als die kultivierte, die Sprossen sind dünn und hart.

Kultiviert worden ist der Spargel schon in alter, viel älter in sehr alter Zeit. Auf den Wandbildern altägyptischer Gräber finden sich nach Linger häufig Spargelköpfe abgebildet. Ob diese angeblichen Spargelköpfe nicht ebenso gut als Sprossen irgendwelcher anderer Pflanzen zu deuten sind, sei als mindestens zweifelhaft hingestellt. Auf einem Bilde eines Pflanzengrabes in Saqqarah, welches der fünften Dynastie (bis 3333 v. Chr. Geb.) angehört, liegen zwischen Feigen, Pflaumen, Kürbissen und anderen Opfern kleine Bündel, die den Spargelbündeln, wie sie bei uns auf die Märkte kommen, auf der Abbildung wenigstens, welche Franz Woenig in seinem Werk: „Die Pflanzen im alten Aegypten“ davon giebt, außerordentlich ähnlich sehen. Dann wäre allerdings der Spargelbau sehr alt, er würde schon über 5000 Jahre weit zurückreichen. Indessen liegt anderes Beweismaterial, als in den erwähnten Bildern enthalten ist, nicht vor. Getrocknete Spargelstangen etwa sind bis jetzt nicht in den ägyptischen Gräbern gefunden worden, aus denen übrigens sehr zarte Blumen wohl erhalten ans Licht gebracht worden sind. Es muß daher sehr überlassen bleiben, von dem altägyptischen Spargelbau zu reden, was ihm wahrscheinlich dünkt.

De Candolle setzt den Anfang der Spargelkultur etwa vor den Beginn unserer Zeitrechnung. So viel ist gewiß, daß in der Kaiserzeit zu Rom der Spargel als Delikatesse hoch geschätzt wurde. Der berühmte Ackerbauwissenschaftler Columella, der im ersten Jahrhundert n. Chr. lebte, rühmte schon die Spargelköpfe als besonders schmackhaft. Dahinter ist also nicht erst der bekannte Elbing gekommen, der bei Tafel sich die Köpfe von den ihm auf der Schüssel gereichten, für die ganze Gesellschaft bestimmten Spargeln abschneidet, und als sein Nachbar ihm Vorwürfe deswegen macht, die denwürdigen Worten sprach: „Aber Mannchen, das ist ja das Beste.“

Der Spargel als ein überaus zartes Gemüse bedarf in einer sehr kurzen Zeit des Kochens. Davon hergenommen eine altromische Redensart, die dem Drusus Cäsar zugeschrieben wird und auf deutsch lautet: „Schneller, als Spargel sich kochen lassen.“

Juvenal, der Satiriker, spricht in der Beschreibung eines Mahles von einem Seekrebs, der schön mit Spargeln garniert ist. An einer andern Stelle, da er von einem einfachen ländlichen Mittagessen spricht, wie er es einem Freunde vorzuziehen will, führt er auch „Vergispargel“ an, „welche die Schaffner sticht, nachdem sie die Spindel aus der Hand gelegt hat.“ Damit sind wohl wilde Spargel gemeint. Daß solche um die römische Kaiserzeit noch beliebt waren, beweist ein Epigramm des Martial, „Die Spargel“ überschrieben, in welchem der Dichter sich dahin äußert, daß der wilde Spargel dem in den Gemüsegärten von Nавenna gebauten keineswegs an Wohlgeschmack nachstehe. Das erscheint merkwürdig, indessen enthält ja die alte römische Küche manches, was wir heutzutage für eine Geschmacksverirrung zu halten geneigt sind.

Aus dem römischen Wort *Asparagus*, das wieder den Griechen entnommen ist, haben wir unser Wort Spargel, das früher Spargen lautete, gebildet. Nehrlich lauten die Zeichnungen dieses Gemüses in den Sprachen anderer Völker. Sonderbar sind mit dem Wort die Engländer umgesprungen, welche aus *Asparagus* ein *Sparrow-grass*, Sperlingsgras, gemacht haben.

Nach Deutschland ist der Spargel sehr spät gekommen, erst im 16. Jahrhundert. Ein alter Botaniker dieser Zeit Hieronymus Boer, sagt in seinem Kräuterbuche von dem Spargel: „Ein gemeiner Sallat bei den Walen (Welschen) in Hispanien ist nunmehr auch wie andere Lederflein in Deutschland kommen, eine liebliche Speiß für die Ledmäuler doch nicht zu viel!“ Etwa hundert Jahre später bemerkt ein anderer alter Kräutermann, Tabernamontanus, über dasselbe Gemüse: „Die jungen Doiben (d. h. Sprossen) der Spargel werden heutzutage sehr in der Küche gebraucht, dann den Schledmäulern eine gute anmüthige Speiß sind, die man kochet mit einer Fleischbrühen und ein wenig Pfeffer und sie anfangs Essens. Etliche quellen sie ein wenig (d. h. lasse sie aufkochen) und machen mit Essig, Baumöl und wenig Salz ein Salat daraus. Etliche machen sonst gute Müßlein daraus und lassen sie auch bei dem Fleisch kochen, aber man muß nicht zu lange kochen lassen, sonst vergehen sie gar.“

Seit der Zeit dieser alten Kräutermänner hat der Anbau und der Verbrauch des Spargels bei uns ungemein zugenommen, und man kann sich nur wundern darüber, daß ein Gemüse von so ausgezeichnetem Wohlgeschmack nicht eher schon in Deutschland in Aufnahme gekommen. Mit Recht sagt Gray, ein englischer Botaniker des siebzehnten Jahrhunderts, von Spargel: „Die Sprossen oder jungen Keime des Spargels leicht gekocht und mit Butter angerichtet, empfehlen sich den Gaumen durch köstlichen Geschmack und werden im Frühling unter den Speisen hochgeschätzt.“ Nach dem von Gray mit wenig Worten gegebenen Rezept zubereitet, gelten auch heute die Spargel für eine außerordentlich angenehme und, wenn nicht im Uebermaß genossen, sehr gesunde Speise. Sie enthalten aber einen Stoff, das Asparagin, dessen Wirkungen der Pflanzfrüher auch einen Ruf als Heilmittel verschafft haben. Die Beiname „gebräuchlich“ (officinalis) bezieht sich nicht auf den Gebrauch in der Küche, sondern auf den in der Apotheke. Heilmitteln wurden besonders die Wurzeln und die Samen verwendet, weshalb auch der alte Hieronymus Boer sagt: „Die jungen Spargelstöcke gehören dem Koch in die Küche, die Samen und die Wurzeln dem Apotheker und Arzet.“ Die Wurzeln wurden in Wein gesotten, Kraut und Samen ebenso, als wurde ein Wasser daraus destilliert. Man schrieb den Spargelpräparaten eine auflösende und erweichende Wirkung zu, und die Zahl der Krankheiten, gegen welche sie angewendet wurden war eine sehr große. Die Wurzeln, zerschnitten und in Wasser gesotten, warm aufgelegt, sollten das Wech der verrenkten Glieder, Spargelkraut im Munde gehalten das Zahnweh stillen. Auch bei Gelbsucht und Hüftweh und vielen anderen Leiden galt die Spargelpflanze für eine gute Medizin.

Jetzt gilt der Spargel vornehmlich als ein treffliches Gericht für Gekulte. Ueberall wird er kultiviert, wo Boden und Klima es zuläßt. Der Spargelbau blüht außer in Deutschland auch in Holland, in Frankreich, in England und in Nordamerika. Von dort ist erst vor einigen Jahren unter dem Namen „Connovers Colossal“ eine durch besondere Größe sich auszeichnende Sorte gekommen, welche auch bei uns jetzt vielfach mit gutem Erfolge angebaut und sehr empfohlen wird. Welcher der beste deutsche Spargel ist, dürfte nicht leicht zu entscheiden sein. Der Ulmer, der Braunschweiger, der Mainz-

[Mr. der Ban der um höchsten Privilegi durch W Ulmer A verboten Ueb das Trü schmache bitter. ist die, i gefochent kommt; wie es i zu leg Wasser seines 17. Ja Spargel Pöfelwa Auster. eingema spielt. gut gellte Bei durchbro auch lam In den rühmt un nur wen haft zu Die duld, de Jahre g neuerer Gartenb Treiben Lande f bewirkt seit dem von gut nicht an Wi Stangen Samenf hatte Fe erinnert neitalp Kaffee“ man ric Zu wähnu land un sprossen. erwähnt Frühlin zum Sa für ein die Hop auch wo Erfahru Bündho D eintreter Herr D nichts! Wohl i einverle hölzchen nungen um unse der klein men we „A neulich einer je habt un „A können eine Fä geßlich nommer sich an Arsen, vielgan die unä fältigkei im Waf rühren. D wenn n geben fi „F bössart liche Fr rünger teiligen Nach a Wieder zerfeten

der Bamberger, der Mezer und der Berliner streiten miteinander um den Vorrang. Der Ulmer Spargel stand früher im höchsten Ruf, und die Stadt Ulm war im Genuß eines Spargel-Privilegiums eigener Art. Den Gärtnern von Söflingen wurde durch Verordnung von 1768 unterjagt, ihren Spargel auf dem Ulmer Markt feilzubieten, ja, eine Zeitlang war es ihnen verboten, überhaupt Spargel zu bauen.

Nebrigens kommt bei dem Spargel viel darauf an, wie das Frühjahr ist. Milde Witterung läßt ihn zart, weich und schmackhaft werden, ungünstiges Wetter macht ihn hart und bitter. Eine Hauptbedingung, falls der Spargel munden soll, ist die, daß er frisch sei. Nichts besser, als daß er, sobald er gestochen ist, in die Küche und von der Küche auf den Tisch kommt; nichts schlimmer, als ihn lange aufzuheben oder ihn, wie es immer noch die Gemüßefrauen zu thun lieben, in Wasser zu legen. Sie meinen ihn damit frisch zu erhalten, aber das Wasser laugt ihn aus und nimmt ihm die ganze Feinheit seines Geschmacks. Das Tischbuch des Dr. Eschholz aus dem 17. Jahrhundert giebt eine Anweisung zum Einpökeln der Spargel mit Salz, wie es bei den Heringen geschieht; zu Pökelware aber eignet sich der Spargel ebenso wenig wie die Auster. Besser schon als der eingepökelte ist der in Büchsen eingemachte, der in unserer neueren Küche eine so große Rolle spielt. Solange man keinen frischen hat, kann er für ganz gut gelten.

Bei uns wird der Spargel gestochen, so wie er die Erde durchbrochen hat. In Italien und Frankreich läßt man ihn auch lang auswachen und verzehrt ihn als „grünen“ Spargel. In den genannten Ländern wird der grüne Spargel sehr gerühmt und ist bei vielen beliebt; von uns werden sich wohl nur wenige daran gewöhnen können, ihn in dieser Form schmackhaft zu finden.

Die Zucht des Spargels erfordert, wie bekannt ist, Geduld, da von einem Spargelbeet erst im dritten oder vierten Jahre geerntet werden kann. Für den Spargelbau, der in neuerer Zeit sehr vervollkommen worden ist, geben zahllose Gartenbücher die erforderlichen Anweisungen, ebenso für das Treiben des Spargels im Winter, das bekanntlich im freien Lande stattfindet und durch Erwärmung der Beete mit Dung bewirkt wird. In Berlin wird Spargel im freien Lande schon seit dem Jahr 1774 getrieben. Solcher getriebener Spargel ist von gutem Geschmak, sein einziger Fehler ist der, daß er, wie nicht anders möglich, sehr hoch im Preise steht.

Wir genießen vom Spargel jetzt nur die Sprossen oder Stangen, es sei aber bemerkt, daß eine Zeitlang auch die Samenfrüchte des Spargels als Genußmittel dienten. Man hatte herausbekommen, daß ihr Geschmak an den des Kaffees erinnert, und dies war der Grund, weshalb sie zur Zeit der Kontinentalperre als Kaffeeersatz unter dem Namen „Stolle'scher Kaffee“ empfohlen und auch verwendet wurden. Seitdem hat man nichts wieder von Spargelkaffee gehört.

Zum Schluß sei noch eines spargelähnlichen Gemüßes Erwähnung gethan, welches selten bei uns, häufiger in Süddeutschland und Oesterreich auf den Markt gelangt, der jungen Hopfen-sprossen. Der Gebrauch derselben ist alt. Schon der mehr-erwähnte Kräuterkundige Vok sagt von diesem Gemüße: „Im Frühling lassen die Leckmäuler die jungen Dolden der Hopfen zum Salat bereiten wie die jungen Spargen und halten das für ein gesund Speiß der verköpften Lebern.“ Ob nun aber die Hopfensprossen nicht nur heilsam für die Leber, sondern auch wohlschmeckend sind, darüber kann ich leider aus eigener Erfahrung nicht berichten.

J. Trojan.

Arztliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sanders.

Nachdruck verboten.

Blutvergiftung.

Wie das schmerzt! „Was ist dir, Kind?“ „Mir ist etwas brennender Phosphor von einem Zündholz auf die Hand geflogen.“

„O, das ist gefährlich, es könnte leicht eine Blutvergiftung eintreten. Gut, daß der Doktor gerade da ist. Nicht wahr, Herr Doktor, das ist gefährlich?“ „Lassen Sie mal sehen! Eine kleine Brandwunde, sonst nichts! Ich freue mich, Sie beruhigen zu können.“

„Aber es war doch Phosphor!“ „Trotzdem, meine Gnädige, ist es keine Blutvergiftung. Wohl ist Phosphor ein heftiges Gift, wenn es dem Körper einverleibt wird. Aber die Quantität, die sich an einem Streichhölzchen befindet, ist viel zu gering, um irgendwelche Erscheinungen verursachen zu können. Außerdem handelt es sich ja um unschädliche Verbrennungsprodukte des Phosphors, die von der kleinen Wundfläche nicht einmal in den Körper aufgenommen werden.“

„Aber man hört doch so häufig von Blutvergiftungen; erst neulich las ich in der Zeitung, ein junges Mädchen sei an einer solchen gestorben. Sie habe eine Wunde am Fuß gehabt und mit giftiger Farbe gefärbte Strümpfe getragen.“

„Auch das ist nicht möglich. Nicht die gefärbten Strümpfe können die Schuld daran tragen; denn abgesehen davon, daß eine Färbung von Kleidungsstücken mittels giftigter Farben gesetzlich verboten ist, wäre auch in diesem Falle die aufgenommene Menge des Giftes zu gering. Die Sache verhält sich anders. An der sogenannten Blutvergiftung sind nicht Arsen, Phosphor, Grünspan schuld, sondern Bakterien, jene vielgenannten, dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Pflänzchen, die uns rings umgeben. In zahlloser Menge und Mannigfaltigkeit der Arten finden sie sich in der Luft, die wir atmen, im Wasser, das wir trinken, an den Gegenständen, die wir berühren.“

„Da sind wir ja keinen Augenblick unseres Lebens sicher, wenn wir bedenken, daß wir überall von diesen Feinden umgeben sind.“

„Fürchten Sie sich nicht! Nicht alle diese Parasiten sind bösartig, sondern ein großer Teil sind nützliche, ja unentbehrliche Freunde der Menschen. Die Hefezellen bereiten als Gärungsreger unser Bier, unsern Wein, den Essig. Andere beteiligen sich in sehr nützlicher Arbeit an der Käsebereitung. Noch andere lockern für unsere Nährpflanzen den Ackerboden. Wieder andere, welche abgestorbene Substanzen durch Fäulnis zerlegen und in die Grundstoffe zerlegen, leisten wichtige Dienste

als Totengräber im Haushalte der Natur. Kurzum, es ist eine gar vielgeschäftige Gesellschaft, die freilich ihre Macht auch manchmal gegen den Herrn der Schöpfung, den Menschen, richtet. Die unverletzte Haut des Körpers nun ist ein vorzüglicher Schutzapparat gegen ihr Eindringen. Ist die Haut jedoch verletzt, so ist unser Hauptbollwerk überwunden; und will es ein unglückseliger Zufall, daß eine derartig verletzte Stelle unserer Haut mit bösartigen Bakterien in Berührung kommt, so siebeln sie sich dort an, dringen weiter in den Körper ein und vermehren sich rasch ins Unendliche. Auf Kosten des Körpers, in welchem sie wuchern, produzieren sie sogenannte Botomane — Gifte, denen gegenüber Phosphor und Arsen, ja selbst Strychnin noch unschuldige Substanzen genannt werden können. Es bildet sich eine Entzündung, die, falls ihr nicht schnell und energigisch entgegengetreten wird, immer weiter um sich greift und endlich sogar den Tod des Unglücklichen herbeiführen kann. Das, meine Gnädige, ist Blutvergiftung, und deshalb muß jede Hautwunde, so klein sie auch ist, sorgfältig und wohl beachtet werden. Schon mit dem verletzenden Gegenstande — und wie häufig mag es Ihnen passieren, daß Sie sich mit einer Nadel stechen — können diese unheilvollen Bakterien eingebracht sein. Durch eine desinfizierende Lösung, deren wir jetzt so viele zur Hand haben, um die Entwicklung dieser unheilvollen Parasiten lahm zu legen — sagen wir z. B. dreiprozentiges Karbolwasser — wird die Wunde sorgfältig ausgewaschen, sodann durch einen kleinen Verband von etwas sauberer Salicylwatte und Heftpflaster bis zur Heilung vor jeder Berührung mit der Außenwelt bewahrt.

So, reichen Sie mir hübsch aus Ihrer Hausapotheke diese Sachen, ich will Ihnen den kleinen Verband anlegen. — Nun haben Sie eine Blutvergiftung nicht zu befürchten.“

Allerlei fürs Haus.

Das Aluminium im Haushalt. In letzter Zeit macht wieder ein Metall viel von sich reden, das zuerst vor etwa dreißig Jahren allgemein bekannt und als das Metall der Zukunft über die Wägen gefeiert wurde, dann aber allmählich wieder fast in Vergessenheit geriet; wir meinen das Aluminium. Es kommt nicht, wie etwa Gold und Silber, gediegen, d. h. im metallischen Zustande auf der Erde vor, ist aber in seinen Verbindungen so weit und in solchen Mengen verbreitet, daß etwa ein Zwölftel unseres Planeten aus demselben besteht. Korund, Kaolin, Thon, Lehm, Feldspat und Glimmer sind einige dieser Verbindungen, welche auch dem Laien wohlbekannt sind. Trotzdem wir aber eine solche Fülle von Rohmaterial für die Darstellung des Aluminiums besitzen, war es noch bis in den Anfang der sechziger Jahre, länger als ein Menschenalter nach seiner Entdeckung, ein nur dem Fachmann bekanntes Metall, das wegen seiner schwierigen Gewinnung sich sehr teuer stellte und höchstens zur Anfertigung einzelner wissenschaftlicher, besonders physikalischer und chirurgischer Instrumente Verwendung fand. Die Londoner Ausstellung im Jahre 1862 führte zuerst eine große Reihe der mannigfaltigsten Gegenstände aus diesem „Silber aus Lehm“ dem größeren Publikum vor und gab damit zu sanguinischen Hoffnungen für die Zukunft Veranlassung, sodaß fast allgemein ein Aluminiumzeitalter in nicht zu ferne Aussicht gestellt wurde. Diese Hoffnungen wuchsen noch gemaltig, als es mit Hilfe der Elektrizität gelang, die Herstellungskosten für das Aluminium immer weiter herabzumindern, sodaß heute 1 kg des Metalles, das vor nicht allzu langer Zeit noch auf 30 Mark zu stehen kam, nur noch 5 Mark kostet.

Der äußere Anblick des Aluminiums hat allerdings etwas Bestechendes. Die Farbe ist vom schönsten Silberweiß und verändert sich an der Luft und durch einige Gase, wie z. B. Schwefelwasserstoff, den Feind der Silbergeräte, nicht. Die aus dem Metall gefertigten Gegenstände lassen sich durch Polieren oder, mit noch besserem Erfolge, durch Mattieren den Silbergeräten außerordentlich ähnlich machen und haben zudem eine Eigenschaft, welche die aus keinem anderen technisch verwendbaren Metall hergestellten mit ihnen teilen, nämlich eine ungewöhnliche Leichtigkeit. Schon diese Eigenschaft allein würde dem Aluminium einen weiten Verwendungskreis sichern. Abgesehen von wissenschaftlichen Instrumenten und Ausrüstungsstücken für den Soldaten ist es deshalb für manche Gegenstände des täglichen Gebrauches mit Vorteil zu verwenden. Allerdings zeitigt das Bemühen der fabrizierenden Firmen, dem Publikum einen möglichst günstigen Begriff von der vielseitigen Verwendbarkeit des Aluminiums zu geben, manche taube und wertlose Frucht. Statuetten z. B. aus dem neuen Metall herzustellen, ist unseres Erachtens mehr eine Verzerrung und eine Spielerei, als eine Notwendigkeit oder auch nur wünschenswerte Neuerung. Alle Sachen, bei denen es auf Stabilität ankommt, sollten nach wie vor aus dem alten Materiale hergestellt werden, dagegen zu solchen, welche oft in die Hand genommen, als Leuchter, Tabletten, oder in der Tasche getragen werden, wie beispielsweise Schlüssel und Spenngläser, das Aluminium bevorzugt werden.

Die Verwendbarkeit des Aluminiums zu Gegenständen des täglichen Gebrauches erleidet aber noch eine weitere Einschränkung, welche durch die chemischen Eigenschaften desselben bedingt wird. Geräte zur Herstellung und Aufbewahrung von Speisen, sowie solche, welche mit Speisen und Getränken unmittelbar in Berührung kommen, dürfen nicht aus Aluminium hergestellt werden, weil viele veräunerte organische und unorganische Säuren, namentlich bei Gegenwart von Kochsalz, alkalische Flüssigkeiten, Wein, Kaffee, Thee, die Fähigkeit besitzen, das Metall aufzulösen. Ja, daselbe wird sogar schon durch siedendes Wasser angegriffen, weshalb es auch nicht zur Herstellung von Aufbewahrungsbüchsen für Konserven verwendet werden darf. Ebenjowenig ist das Aluminium zur Anfertigung von Spießfedern geeignet, da es gegen Soda und Seife keineswegs unangreifbar sich verhält. Will man der Unnehmlichkeit, welche die Leichtigkeit der Aluminium-Messer und Gabeln unlegbar mit sich bringt, nicht entsagen, so muß man die Bestete versilbern lassen.

Das Aufbewahren der Kartoffeln für den Winterbedarf ist eine wichtige Frage für jede sparsame Hausfrau. Ein rechtzeitig gemachter günstiger Einkauf des Kartoffelbarrates kann durch schlechtes Aufbewahren der Knollen Verluste herbeiführen, durch welche die Kartoffeln teurer werden, als beim Einkauf im kleinen, und selbst kleinere Vorräte können rasch und leicht verderben. Der größte Feind der Kartoffel ist ein warmer und feuchter Aufbewahrungsort. Schon wenn die reife Kartoffel aus der Erde genommen, beginnt die Abnahme ihres Stärkemehlgelalts, die sich steigert, je wärmer und feuchter sie lagert, sodaß sie unter solchen Umständen schon in einigen Monaten um ein Viertel ihres Stärkemehlgelalts beraubt wird und dann nicht nur um so viel an Nährkraft eingebüßt hat, sondern nun auch sehr bald der Fäulnis verfallt. Auf dem Lande bewahrt man im großen die Kar-

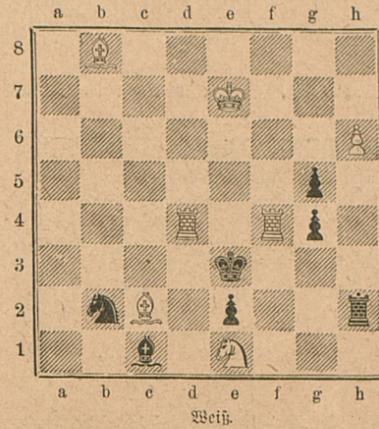
toffeln am besten in Mieten auf. Dazu werden bis einen halben Meter tiefe, anderthalb Meter breite und beliebig lange Gruben gemacht, die Kartoffeln hineingeschüttet und nachförmig 70 Cent. hoch aufgeschichtet. Man bedeckt sie leicht mit Stroh und läßt, damit eine Abkühlung und Verdunstung stattfindet, die Mieten offen, bis Frost zu befürchten ist, worauf man sie gut mit Erde zudeckt. Für die Aufbewahrung im kleinen eignen sich nach Professor Nessler am besten Kisten mit Lattenboden, die etwa 15—20 Cent. vom Boden entfernt aufgestellt werden. So aufbewahrt halten sich die Kartoffeln besser und keimen im Frühjahr viel später, als in anderer Weise gelagert. Wie wir schon früher berichtet, wird das Keimen der Kartoffeln durch Einlagern in Torfmüll ganz verhindert. Letzterer wirkt als Aufsaugungsmittel der Feuchtigkeit auch austrocknend auf die Oberfläche der Kartoffel, und durch ein solches Austrocknen wird die Verbreitung der Pilzkeime, welche die Fäulnis hervorruft, wesentlich vermindert.

Schach.

Aufgabe Nr. 307.

Von W. Scherrard.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der

Schach-Aufgabe

Nr. 305 Seite 40.

Weiß.

1. T c 3 — d 3.

Schwarz.

1. K e 4 oder L e 1

n. d 3.

Weiß.

2. D a 2 — c 2 oder

g 2 matt.

A.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. S e 6 — d 4 (e 5).

Weiß.

2. T d 3 — e 3 oder

S d 7 — e 5 matt.

(Andere Spielarten leicht.)

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 136 Seite 19.

Das Sprichwort lautet:

„Alle guten Dinge sind drei.“

Die gewählten Wörter sind:

- 1. Abend, 2. Licht, 3. Leicht, 4. Ernst, 5. Reich, 6. Gut, 7. Ursache, 8. Tag, 9. Ende, 10. Nach, 11. Dorf, 12. Zimmer, 13. Not, 14. Geist, 15. Ohr, 16. Schmal, 17. Innerhalb, 18. Nahe, 19. Dreißig, 20. Dumm, 21. Niese, 22. Chemann, 23. Inhaft.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 19.

Traurig.

Rätsel.

Ich kenne fünf Brüder, die lieben das Wandern.

In Lenau stehn drei und in Milton die andern.

Wer Volcau will genauer ansehen,

Sieht alle fünf bei ihm zusammen stehn. Dr. — e.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 137.

Die Ausstellung der Broschen.

Eine Bijouteriehandhänderin hatte in einem abgegrenzten Raume des Schaufensters ihres Ladens fünfzig Broschen ausgestellt, deren Gesamtpreis 684 Thaler betrug. Diese Kollektion bestand aus drei verschiedenen Sorten, von denen eine mit roten, die andere mit blauen, die dritte mit grünen Steinen verziert war. Jedes Stück der ersten kostete 40, der zweiten 8, der dritten 3 Thaler. Wieviel Stück von jeder Sorte befanden sich im Schaufenster?

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Schw. Blondine. Aureoline ist der Name für ein teuer verkauftes Wasserstoffsuperoxyd, ein Haarbleichmittel, das von uns oft erwähnt worden ist. Es ist an und für sich unschädlich, soll aber bei längerem Gebrauch die Haare brüchig machen. Daß man durch „Karamellen“, gleichviel wie sie zusammengesetzt sind, Magerkeit heben kann, ist unmöglich. Das Geheimmittel ist nur einer Spekulation auf die Leichtgläubigkeit des Publikums entpunden. — W. K. in W. und L. S. in B. Gegen ererbte Narben, Rippen und dergl. hat sich nach den neuerdings gemachten Erfahrungen vieler Aerzte das flüchtige Jodol bewährt, das man vorteilhaft noch mit etwas Glycerin vermischt. Bezüglich können Sie daselbe aus jeder Apotheke. Keigen die Finnen durch eine beginnende Rötung das erste Stadium des Erythems. So hilft Malstern derselben oder fleißiges Aneuten von Starkeritt oder Brotzeit Daburch wird eine normale Blutzirkulation hervorgerufen und das Kältegefühl vermindert.

— W. Z. Dr. S. Erdmanns Rußhaarfarbe ist von F. F. Schwarzloie Söhne, Berlin SW., Margrafenstr. 29, zu beziehen.

— A. K. in B. Wir können dem Verdammsurteil gegen den Alkoholgenuß bei unserer Jugend nur beipflichten. Wohin soll es führen, wenn unsere Schüler, ganz abgesehen von dem immer häufiger werdenden Biergelagen, ihr Frühstück nicht mehr verzehren zu können meinen, ohne sich dabei durch Scherz, Portwein u. s. w., welche 17—18 Prozent Alkohol enthalten, zu ihren „übermäßigen“ Anstrengungen zu „stärken“? Gibt es eine Entschuldigung dafür, daß Eltern ihren erst wenige Jahre alten Kindern bei Tisch Wein oder Bier reichen? Professor Rothnagel weist erst noch vor einigen Jahren auf dem siebenten Kongreß für innere Medizin darauf hin, daß die heutige gesteigerte Erregbarkeit einerseits und die verminderte nervöse Widerstandsfähigkeit andererseits mit auf die frühzeitige Anwendung von Reizmitteln bei der Jugend zurückzuführen seien.

Haushalt und Küche. — G. L. in B. Zi Marmor im Laufe der Zeit unansehnlich geworden, so bedeckt man ihn 24 bis 30 Stunden lang mit einem Gemisch von gelochtem Kalz und starker Seifenlösung, das am besten rahmartige Konsistenz besitzt. Dann nimmt man die Masse ab und wäscht den Marmor erst mit Seifenwasser, darauf mit gewöhnlichem warmem Wasser. Oder man vermischt eine Rindsgalle mit 1/2 Pfd. Seifenlauge, 1/4 Pfd. Terpentin und so viel Weisenthon, daß ein Teig entsteht, den man auf die Marmorplatte aufträgt und zuletzt wieder abreibt. Sind einzelne Flecke auf die vorher beschriebene Art nicht zu beseitigen, so bleibt nichts anderes übrig, als sie abzuschleifen; dieses geschieht mittelst fein zerstoßenen weißen Marmors, den man auf einen leinernen feuchten Lappen aufträgt. Reibt man nachher mit weißem Flanell trocken, so entfeht wieder ein matter Glanz.

— E. D. Eine sehr angenehm schmeckende Sodawasser-Limonade erhält man, wenn man Johannisbeersyrup mit etwas Citronensaft aromatisiert und damit das Wasser mischt.

Dilettanten-Arbeiten.

Federposen.

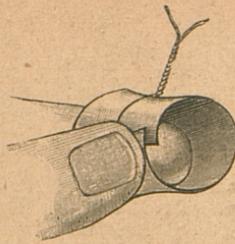
Nachdruck verboten.

Den verschiedenen Materialien, welche bis jetzt zur Herstellung von Kunstarbeiten fürs Haus verwendet wurden, hat sich jetzt die Federpose zugesellt. Es ist wie ein wiederpenntiges Fräulein, bei dem wir mit Gewalt nichts erreichen, bei dem wir selbst durch gutes Zureden keinen Schritt vorwärts kommen, das nur durch Wärme, viel Wärme schmiegbar und biegsam wird.

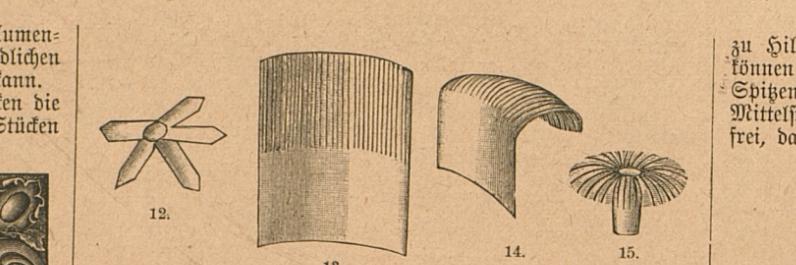
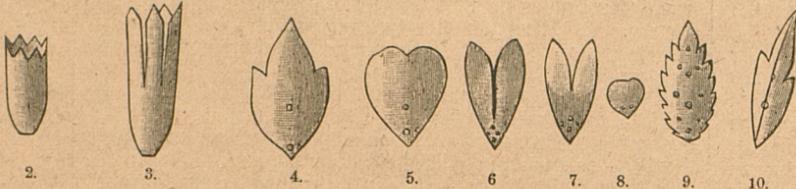
Die früher als Schreibfeder gesuchte Gänsepose ist heute ein fast wertloses Material, wir finden sie auf jedem Gute, in jeder Landwirtschaft und bekommen sie bei den Wild- und Federviehhändlern für ein paar Pfennig.

Für den Zweig der Abb. Nr. 11 brauchen wir etwa 30 Stück Posen. Die gesamten Federn schneiden wir an der Fahne so ab, daß wir die eigentliche Pose zurückbehalten. Letztere legen wir zum Erweichen in warmes Wasser. Die weißen Federfahnen reißen wir zum Teil, etwa 10-15 Stück, von der Mittelgräte ab und heben die Stücke zur Verwendung von Blumenstielen auf. Nach 6-8 Stunden sind die im Wasser befindlichen Posen weich, sodas der erste Teil der Arbeit beginnen kann.

Wir nehmen die Schere und schneiden bei 10 Stück die unteren Spitzen einen Centimeter, bei den weiteren 10 Stück



1.



schnitte, ebenso die dritten schneiden wir vierteilig bis zur Hälfte ein und knipfen mit der Schere die Spitzen der Oberkanten nach rechts und links ab (Fig. 3). Nach Fertigstellung lassen wir diese Abschnitte trocknen.

Mittlerweile ist den zu Ringen gewickelten Posen die Feuchtigkeit entzogen. Das Präparat erscheint jetzt zum größten Teil durchsichtig. Um ihm den schönen matten Eisenbeinton zu geben, halten wir jeden einzelnen Ring über den Cylinder der brennenden Lampe so lange unter stetem Drehen, bis er eine weiße milchige Färbung angenommen hat. Nachdem die Pose abgekühlt ist, entfernen wir den haltenden Draht. Der Bandstreifen muß seine Kreisform beibehalten oder nur um ein geringes sich ausdehnen. Wir schneiden jetzt, aus den gewonnenen eineinhalb bis zwei Centimeter breiten Streifen, Formen, wie sie Fig. 4-10 zeigt, und durchstechen diese an den in der Zeichnung angegebenen Stellen mit einer heißen Nadel. Es fehlt nur noch die Bewegung in den einzelnen Blättern, welche wir durch Behandlung mit der Brennschere erzielen. Wir erhitzen das Eisen so weit, daß es nicht fengt, fassen das ausgeschnittene Blatt mit der Zange und halten es so lange in der gewünschten Biegung, bis es die Form behält.

Haben wir genügend Material zusammen, so stellen wir den Rahmen in ersichtlicher Form aus Kartonpapier her und überziehen ihn mit dunkelfarbigem Pflüsch. Farben, die hierzu sich eignen, sind Bordeauxrot, leuchtend Dunkelrot, Pflaublau, Olivfarben und Dunkelbraun.

Wir zeichnen uns das Arrangement auf den Pflüsch, legen die einzelnen Blumen ungefähr zurecht und sehen dann gleich, wo etwas fehlt oder wo wir überflüssiges Material haben. Es bleibt zum Schluß nur noch das Fixieren der Blätter. Mit buntparbigem Seide, der wir farbige, durchsichtige Glasperlen hinzufügen, nähen wir die Blätter durch Sammet und Karton auf. Die Perlen bilden die Staubgefäße. Der Phantastie ist natürlich hier ein großer Spielraum gelassen, und es wird der Künstlerin ein Leichtes sein, die vorstehenden Angaben noch weiter durchzubilden und neue Formen zu erfinden. Erwähnenswert ist wohl noch, daß für Blattstiele die Mittel-

ripfen der Federfahnen verwendet werden. Die Blätter, als Laubblätter gelten sollen, werden mit brauner oder schwarzer Seide aufgenäht, neben der Befestigung erhalten wir hier die Atern. Für die in Fig. 3 bezeichneten Stücke kaufen eine Drahtzange mit breiten Backen, machen die Spitzen gelben über einer Spiritusflamme heiß, brechen die aufgetrennten Streifen um und halten sie mit der Spitze der Zange einige Sekunden fest, es entstehen dann Formen, wie wir in Fig. 12 finden. Um eine andere Form herzustellen, schneiden wir ein drei Centimeter breites Stück von einem Bänder und spalten dieses bis zur Hälfte mit Schere und

Messer fein kammartig ein (Fig. 13). Mit Brennschere werden nun die eingeschnittenen Streifen nach außen umgelegt (Fig. 14). Fassen wir nun das feste untere Stück mit einer Pinzette erwärmen es etwas über der Flamme, so kann wir es leicht zusammenrollen, und es entsteht die Art Federblume (Fig. 15).

Die Fülle von Formen ist in dem schon unbearbeitungsfähigen Material eine unbegrenzte. Damit die Farbe nun auch nicht zu kurz kommt hatten wir schon von anfang an Seide und Pflüsch zu Hilfe genommen. Wünschen wir noch mehr Farben können wir die Blumen und Blätter an den Ansätzen leicht mit lasierenden Oelfarben abtönen. Mittelstücke des einzelnen Blattes bleiben jedoch von Seide frei, damit der schöne elfenbeinähnliche Ton nicht ganz ge-

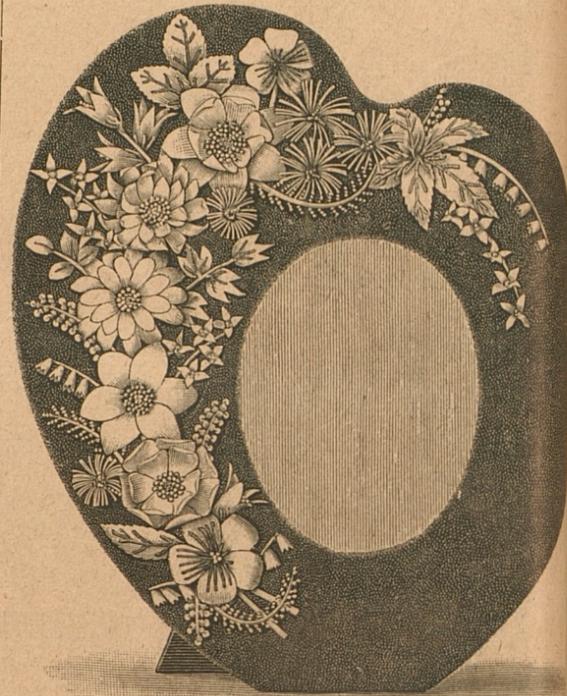


11.

zwei und bei den dritten drei Centimeter ab. Diese Stücke werden sorglich aufgehoben.

Die übrig bleibende Pose wird der Länge nach mit der Schere aufgeschnitten, mit den Fingern auseinander gebogen, sodas sie als Band erscheint und dann nach außen zu einem Kranz zusammengelegt (Fig. 1). Den Halt bekommen wir durch Umbinden eines Stückchen Blumendrahtes.

Es wird fürs erste einige Mühe kosten, die Form zu bekommen, denn die außerordentlich elastische Pose springt,



11a.

wird. Den Lasurefarben darf nie Weiß hinzugefügt werden, wohl können wir aber ein paar Tropfen Siccatis zur Verfügung geben, da sie sonst auf diesem Material sehr schwer trocknen.

Um der Arbeit den letzten Halt zu geben und sie zum Gebrauch fertig zu machen, leimen wir ein Stück starke Pappe, das die Form vom Karton hat, der Rückseite auf und sorgen uns von einem Künstler vier Metallecken, mit denen wir den Rahmen fassen. Eine andere hübsche Vorlage giebt uns der Rahmen Abb. Nr. 11a. Oskar Hülken

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

Fig. 1. Ballkleid aus Atlas und Seidengaze. Die elegante, für junge Frauen geeignete Balltoilette ist, wie ersichtlich, aus gelbem Atlas und gleichfarbiger Seidengaze zusammengestellt und mit Passementersfiguren aus gelben Wachsperlen, die nach Belieben aneinandergesetzt sind, garniert.



1.

Zunächst richtet man für das Kleid den Futterrock vorn 110, hinten 125 Cent. lang, 230 Cent. weit aus gelbem Taffet her, garniert ihn am unteren Rande mit einer 12 Cent. breiten, ausgezackten Plüschfrisur von gleichem Stoff und überdeckt ihn mit dem oberen Rock aus Atlas; letzterer besteht aus einer vorderen und einer hinteren Bahn, sowie aus vier Seitenbahnen. Der vordere Teil ist 58 Cent. breit und unten, wie die Abb. zeigt, mit in Falten arrangierter Seidengaze garniert, die oben je durch eine Perlenpassementerie gehalten wird; dem mittleren Teil treten oben je 20, unten je 10 Cent. breit die ersten Seitenteile über, welche man je oben 33, unten 51 Cent. breit herstellt und denen sich die zweiten je oben 46, unten 66 Cent. breiten Seitenteile anschließen. Die hintere gerade Bahn ist 60 Cent. breit und 140 Cent. lang zu schneiden und mit den zweiten Seitenteilen zu verbinden; sämtliche Teile sind mit leichtem Seidenfutter, sowie hinten mit Mullleinlage zu versehen. Die Rückenstücke der kurzen ausgeschnittenen Taille aus Atlas hat man mit Bindlöchern zum Hindurchleiten seidener Schnüre ausgestattet und die Taille, wie die Vorder-, sowie obenstehende Rückansicht zeigt, fächerartig mit Seidengaze überdeckt, die längs des hinteren Randes ein Köpfchen bildend eingekräuselt ist. Den unteren Rand der Taille begrenzt gürtelartig

eine 10 Cent. breite Perlenpassementerie; gleiche einzelne Figuren sind vorn am Ausschnitt angebracht. Kurze Puffärmel aus Seidengaze, sowie Schleifen aus 3 Cent. breitem Seidenband vervollständigen die Taille.

Fig. 2. Ballkleid aus Surah und Seidengaze. Für das sehr hübsche und jugendliche Kleid stellt man für den ohne falschen Rock gefertigten, leicht schließenden Rock aus Surah die in der Mitte mit einer schrägen Naht versehene Vorderbahn 110 Cent. lang, oben 16, unten 75 Cent. breit, die beiden rund geschnittenen hinteren Teile oben je 70, unten 145 Cent. breit, längs der hinteren Naht 125 Cent. lang her, näht die Teile zusammen und versehen sie mit Seidenfutter. Alsband garniert man den Rock am unteren Rande auf der Außenseite mit einer 8 Cent. breiten, in Talfalten geordneten Frisur, der längs der Mitte eine 2 1/2 Cent. breite Blende ausgenäht ist, sowie innen mit einer 10 Cent. breiten Frisur von Taffet, ordnet ihn oben in Falten und näht ihn der kurzen Taille gegen. Letztere ist aus Surah gefertigt, blusenartig mit am oberen und unteren Rande eingekräuselter Seidengaze, der kleine Sammetmützen aufgedruckt sind, überdeckt und hinten mit Haken und Oesen geschlossen; den Ausschnitt begrenzt eine doppelte, 8 Cent. breite Gaze-frisur. Kurze Puffärmel aus Seidengaze vervollständigen die Taille, welche am unteren Rande durch einen 8 Cent. breiten, aus Band gefertigten Gürtel begrenzt wird, den man hinten unter einer mit langen Enden und kurzen, hochstehenden Schlingen bestehenden Schleife mit Haken und Oesen zum Schließen versehen.



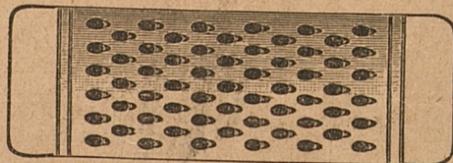
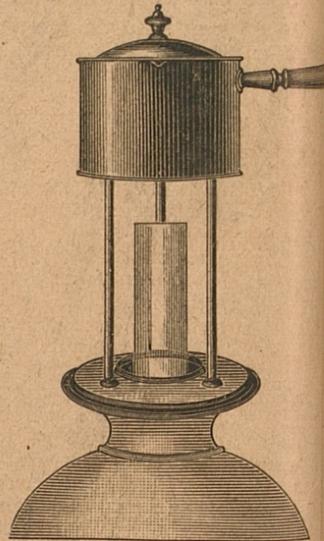
2.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson und Comp.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Lampenbocher aus Weißblech. Der kleine Apparat, welcher vor allem in Kinder-, Arbeits- und Stubenzimmern zu gebrauchen ist, besteht aus einer Kaiserrolle von ca. 1/2 Liter Inhalt, welche durch drei 13 cm lange Stäbe mit einem in der Mitte ausgeschnittenen Teller verbunden ist. Dieser Teller ist so eingerichtet, daß der Apparat auf jeder beliebigen Lampenglocke feststeht; der Lampenschinder ragt über die Öffnung desselben hinaus und führt die beim Brennen der Lampe entwickelte Hitze, ähnlich wie bei Petroleumlampen, direkt unter den Boden des zu erwärmenden Gefäßes. Der Preis des kleinen Apparates beträgt 2 Mark.

Neue Salatreibe. Die unten abgebildete Reibe ist, vermöge ihrer besonderen Lochung, zum Schneiden von Kartoffeln, Gurken, Äpfeln und dergl. in längliche, runde Stücke, wie man sie zu den verschiedenen Salaten verwendet, bestimmt, dabei wohlgeeignet, die mit dem Zerstellen dieser Speisen verbundene Mühewaltung wesentlich zu verringern. Die auf der Reibe geschnittenen Früchte Gemüsesorten erhalten eine regelmäßige Gestalt, sodas durch den kleinen Apparat auch für das appetitliche Aussehen der Gerichte gesorgt wird. Der Preis der neuen Salatreibe ist Mk. 1.25.



Bezugquelle vorkühend beschriebener Gegenstände: Establishment königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Februar“.